



Landleben in Ostpreußen



Herausgegeben 1976 von der Landsmannschaft Ostpreußen, Abteilung Kultur

An den Leser

In diesem Heft soll dargestellt werden, wie Bauern, Gutsbesitzer und Landarbeiter in Ostpreußen lebten, was sie im Lauf der Geschichte gewannen und verloren, was sie für die Ernährung leisteten, welche kulturellen Werte sie schufen.

Was hier nur lückenhaft erzählt werden kann, soll Erlebtes fruchtbar machen, soll zu ernsthaftem Nachdenken anregen. Es soll klare Bilder schaffen, wo durch Romane, Filme und irreführende Lehren falsche Vorstellungen entstanden sind.

Es soll durch Betrachtung unserer Herkunft Erkenntnisse wecken, die der Zukunft dienen.

In diesem Sinne mag das Heft verwendet und weitergereicht werden.

Winter 1976/77

Hedwig v. Löhöffel

Liebe Freunde und Landsleute!

Vom Leben auf ostpreußischen Bauernhöfen und Gütern, vom Wesen, Schaffen und Schicksal unserer Landmenschen durch die Jahrhunderte berichtet uns eine alte Mitarbeiterin auf den folgenden Seiten. Unser Ostpreußenland war ein Bauernland, dem seine Kinder seit je in Liebe und Treue anhängen in guten Zeiten und erst recht in Not und Gefahr, und dem ihre Schaffenskraft das Leben hindurch gehörte. So war es überall, im Oberland wie im Ermiland und Masuren, in Natangen wie im Samland, bei den Salzburgern wie bei den Memelländern, um nur einige zu nennen. Von diesem Verhaftetsein sagt Agnes Miegel, die all' ihren Wegen nachgegangen ist, in ihrem Gedicht „Die Fähre“:

„Was ist für Götter und Menschen Glück?
Das Glück dem keines gleicht?
„O das ist: den eignen Boden sehn
soweit das Auge reicht!
Und Gruß und Rede hören
wie altvertrautes Wiegenlied,
und Wege gehn wo jeder uns
wie Kind und Bruder ähnlich sieht!“

Und weiter weiß Agnes Miegel schon damals vom Schicksal der Menschen ihrer Heimat zu sagen:

„Von der Heimat gehn ist die schwerste Last,
die Götter und Menschen beugt,
und unstet zu schwelven ist allen verhaßt,
die die grüne Ebene gezeugt!“

Mit der Vertreibung von der Heimat, dem bitteren Ende schließt das letzte Kapitel dieses Heftes. Wir haben erleben können, daß die Not den Überlebenden die Kraft gegeben hat, über sich hinaus zu wachsen in einem neuen Beginn.

Es war an der Zeit, daß nach langer, gründlicher Vorarbeit dieses Heft entstand. Allen, die dazu beigetragen haben, sei herzlich gedankt, ebenso allen Verlagen, die den Nachdruck kurzer Zitate gestatteten.

Hanna Wangerin

INHALTSVERZEICHNIS

	Seite
Zwischen Dörfern und Städten	3
Lehnsmann Gottes	
Waldbauer und Siedler	4
Gutsherren und Erbuntertänige	5
Bauern und Edelleute	6
Landwirte	10
Ostpreußische Bauern	
Kleine Höfe – große Leistungen	13
Bauern berichten	14
Leute, steht auf	14
Ein Menschenschlag und viele Typen	15
Ostpreußische Landarbeiter	
Das hohe Lied des Landarbeiters	17
Vertrauen und Verantwortung	19
Selbstbestimmung – Mitbestimmung	20
Alltag auf dem Gut	21
Deputatausgabe	22
Titulaturen und Tarife	24
Ostpreußische Gutsbesitzer	
Das „Patriarchalische Verhältnis“	26
Die „Krautjunker“	27
Die „Bienen“	
Ostpreußische Landfrauen	29
Karmitten	
Ein vorbildliches Landgut	32
Kunst in Bauernhäusern, Gutshäusern und Landschlössern	34
Eine Lebensarbeit ging verloren	39
Verzeichnis	
historischer und landwirtschaftlicher Ausdrücke und mundartlicher Wörter	40
Statistik landwirtschaftlicher Leistungen	41
	42

* * *

Verantwortlich für den Inhalt: Hedwig v. Löhöffel

STATISTIK

landwirtschaftlicher Leistungen

Gesamte Bodenfläche Ostpreußens: 3 690 000 ha
Landwirtschaftliche Nutzfläche: 2 516 000 ha

Ostpreußens Einwohner = rund 2,5 Millionen, davon in Dorfgemeinden rund 1 Million.
Ostpreußens Landwirte ernährten 4,6 bis 4,7 Millionen Menschen.

Ausfuhr der ostpreußischen Landwirtschaft im Durchschnitt der Jahre 1935–1939

Getreide	360 000 t	Rinder	252 000
Kartoffeln	190 000 t	Pferde	23 000
Butter	17 000 t	Schafe	25 000
Käse	31 000 t	Schweine	880 000

1939 wurden in Ostpreußen gehalten:

½ Million Pferde
1½ Millionen Rinder

* * *

Quellen:

Ostpr. Herdbuchgesellschaft: Ostpreußens Rinder und ihre Zuchtstätten
Kommissions-Verlag Gerhard Rautenberg, Leer; Herausgeber Dr. Otto Bloech

Walter Görnitz: Die Junker / Verlag C. A. Starke, Glücksburg

Horst Schulz: Der Natanger Kreis Preußisch Eylau

/ Selbstverlag Kreisgemeinschaft Pr. Eylau, Band 1, 2, 3

Carl v. Lorck: Landschlösser und Gutshäuser in Ost- und Westpreußen

Weidlich Verlag, Frankfurt

Walter v. Sanden: Das gute Land / Landbuch-Verlag Hannover

August Schukat: Uppe Bank varre Där / Verlag Gerhard Rautenberg, Leer

Marion Gräfin Dönhoff: Namen, die keiner mehr nennt

/ Eugen Diederichs Verlag, Düsseldorf-Köln

Carl Grommelt: Das Dohnasche Schloß Schlobitten in Ostpreußen

Verlag Kohlhammer, Stuttgart

Zeitschrift „Ostland lebt“: Elisabeth Boehm, BdV Hannover

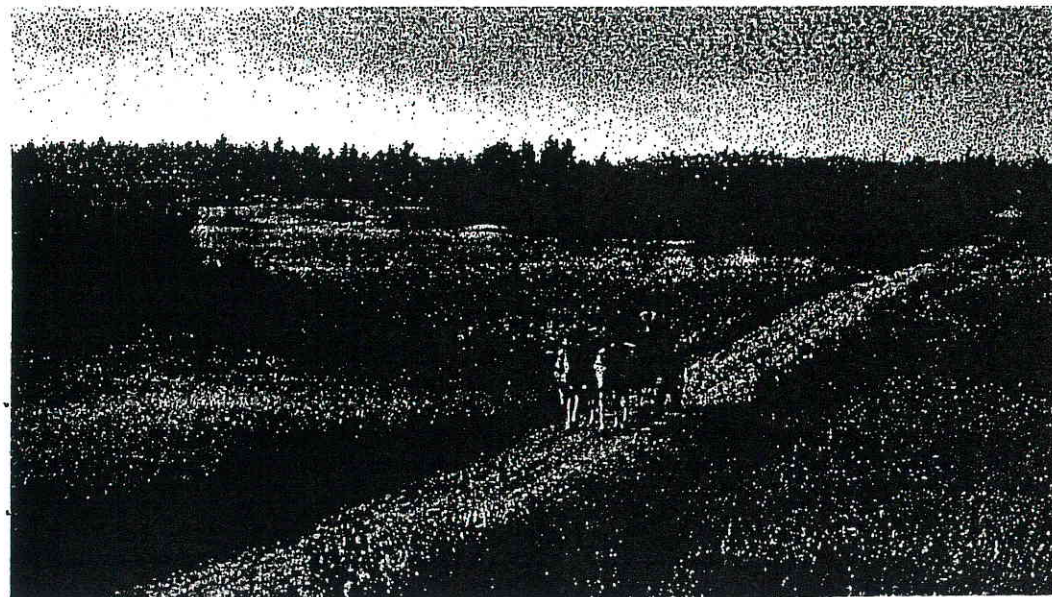
Der Redliche Ostpreuße, Jahrgang 1960 / Verlag Gerhard Rautenberg, Leer

und Eindrücke der Verfasserin als junge Landwirtin in vielen Dörfern und Gütern Ostpreußens

* * *

Bildnachweis

Zur Gestaltung des Heftes trugen Ruth Hallensleben mit ihren Aufnahmen auf den Seiten 16 und 36, Inge Loeffler, Bavaria-Verlag auf Seite 30 und Foto Rimmek auf der Rückseite des Umschlages bei. Die Wiedergabe des Portraits von Erna Siebert-Corben, gemalt von Heinrich Wolff, danken wir ihrem Sohn. Die Aufnahme des Volkstanzfestes in Karmitten von Foto Krauskopf wurde uns von Frau Kosegarten freundlicherweise zur Verfügung gestellt. Das schöne Vorlaubenhaus (Seite 12) wurde von Foto Engelhard aufgenommen. Alle weiteren Bilder sind im Archiv der Landsmannschaft Ostpreußen enthalten.



ZWISCHEN DÖRFERN UND STÄDTEN

Das eigentliche Preußen – Ost- und Westpreußen also – besaß vor 500 Jahren mehr und größere Städte als andere deutsche Landschaften.

Später, um die Zeit vor hundert Jahren, war durch die Industrie in Mittel- und Westdeutschland die Anzahl der Städte beträchtlich angewachsen. In Ostpreußen – ohne Westpreußen – dagegen gab es nur eine Großstadt, dazu eine recht gemütliche. Immerhin jedoch beherbergten Großstadt, Mittel- und Kleinstädte knappe Zweidrittel der ostpreußischen Bevölkerung.

Es ist aber irreführend, ostpreußische Stadt- und Landmenschen getrennt voneinander zu zählen. Unsere Kleinstädter waren zum großen Teil Ackerbürger oder dienten als Freiarbeiter, Handwerker, Händler, Tierärzte und Berater der Landwirtschaft ringsum. Durch dieses Miteinander hat sich ein ländlicher Typ ausgeprägt, der in Wesensart und Ausdrucksformen heute noch bei unseren Landsleuten unverkennbar ist.

Es gab auch elegante Städter bei uns, aber sie fielen auf. Die meisten Stadtbewohner verleugneten ihre ländliche Herkunft nicht, und viele waren stolz darauf. Sonntags brachte sie die Kleinbahn zu Geschwistern oder Verwandten in die Dörfer.

„Ferien auf dem Bauernhof“ kosteten nichts. Im Gegenteil: Selbstverständliche, oft wochenlange Gastfreundschaft half den Städtern Haushaltsgeld sparen. Packten sie zu bei Ernte oder Einmacherei, so taten sie das aus reiner Arbeitslust oder weil Not am Mann war, ohne daß man diese Hilfe als Gegenleistung ansah oder gar berechnete. Alltags rollten ländliche Fuhrwerke durch die Stadttore. Bauern lenkten ihre Kastenwagen zum Markt, Einspänner oder Zweispännerkutschen mit edlen Pferden hielten vor den kleinen Behörden, vor Auktionshallen und Gaststuben.

Zwischen den beiden Kriegen verdrängte das Auto einen großen Teil der schönen Fuhrwerke. Während der Kriegsjahre tauchten die Kutschen wieder auf und erfreuten die Städter, bis sie eines Tages durch Eis und Schnee unser Land verlassen mußten.

LEHNSMANN GOTTES

Waldbauern und Siedler

Als die ersten Deutschordensritter vor fast 750 Jahren über Ostsee und Haff segelten, als sie ihre Gäule die lehmigen Straßen entlang und über unwegsames Gelände ins Preußenland lenkten, kamen sie in ein Land der dunklen Wälder.

Als vor 30 Jahren die landgesessenen Nachfahren preußischer Ureinwohner, deutscher wie litauischer und masowischer Siedler auf schneeverwehten Wegen, über das gefrorene Haff, auf gefährdeten Ostseeschiffen ihr Land verlassen mußten, ließen sie weite Felder zurück, volle Scheunen und Viehställe, behagliche Bauern- und Gutshäuser, wohlliche Städtchen zu Füßen roter Burgen, Zeugen jahrhundertelangen Schaffens.

Jene Ureinwohner – In Schriften der westlichen Nachbarvölker wurden sie Pruthenen, Borussen, Aestler oder Prussen genannt, selber bezeichneten sie sich mit den Namen ihrer einzelnen Stämme wie Natanger, Samen, Galinder, Schalauer, Nadrauer, Sudauer – fanden ihre Nahrung als Jäger, Fischer, Bienenbeutner, aber auch schon als Ackerbauern und Züchter mühsam gezähmter Pferde und Schweine. In Holz- und Lehmbauten hausten die altpreußischen Edlen. Höfe und Vieh blieben ihren Familien erhalten. Erbliches Ackerland wird es kaum vor Ankunft der Ritter und Mönche gegeben haben. Die gerodeten Waldflächen, mit Hakenpflügen bearbeitet, trugen nicht öfter als ein oder zweimal spärliches Getreide.

Als dann, vom Orden gerufen, deutsche Siedler rodeten und bauten, mußten sie oft erleben, daß die Waldbauern ihre „Entwicklungshilfe“ verschmähten. Ähnlich wie in späteren Jahrhunderten manche Naturvölker anderer Erdteile mögen damals die Altpreußen so manche wirtschaftliche Neuerung als Frevel an der Natur empfunden haben. Nach mehreren Aufständen und Zerstörungen deutscher Dörfer fügten sie sich. Einer nach dem andern nahm die neue Religion an, lernte Ziegelbrennen, Pflugscharen schmieden, Viehweiden anlegen, machte sich die Dreifelder-Fruchtfolge zu eigen.

Es soll hier nicht untersucht werden, ob eine andere Wirtschaftsweise Ländern und Menschen auf die Dauer nützlicher gewesen wäre, ob die Entwicklung, deren späte Früchte uns heute Rätsel aufgeben, hätte besser verlaufen können. Wir wollen den Landmann so betrachten, wie er war, wie er zäh und gewissenhaft das Beste vollbrachte, was das Leben im Wechsel fetter und magerer Jahre von ihm forderte.

Die Ritter – nach mittelalterlicher Rechtsauffassung von Kaiser und Papst beauftragte Lehnsleute Gottes und damit Inhaber und Verwalter des Landes – vergaben „Haken“ und „Hufen“ als erbliches Lehen. Deutsche Siedler und bekehrte Altpreußen erhielten Höfe „zu köllmischen Diensten“ oder „zu magdeburgischem Recht, frei, erblich und ewiglich“. Sie hatten im Kriege Reiter zu stellen und selber mit ihrem Leben zu haften. Ihre Anzahl sollte möglichst groß sein, darum verliehen die Ritter zahlreiche mittlere Güter an sie, manchmal zwei bis drei in der gleichen Ortschaft, benachbart mit den „Hakenbauern“.

Die Bewohner preußischer Hakendörfer (Weilerdörfer) mit ihren weit verstreuten Höfen wurden zum Wege- und Burgenbau verpflichtet, mußten auch die kleinen Ländereien der Burgen und Amtshäuser mitbestellen.

Abbau	– abgelegener, einzelner Bauernhof
Ackerschlag	– abgeteiltes Feldstück, bestellt mit einer der Feldfrüchte – oder Brache
Ackerstriemel	– Ackerstreifen
Austleihen	– Strickleinen für den Erntewagen (Aust – Ernte)
Beestkrete	– Biester und Kreten (zusammengesetzt aus zwei Schimpfwörtern)
Bohenschabbeln	– grüne Bohnen schnippeln
Där	– Tür
Dorfkrug	– Kaufladen und Gastwirtschaft
Drill	– Drillmaschine, Getreidesämaschine
einfuppen	– in die „Fupp“ (Tasche) stecken
Eeke	– Eichen
Fastelabend	– Fastnacht
Fohr schuffle	– Furchen schaufeln zwischen den Ackerstreifen
Glanzdecke	– Wachstumdecke
Handschkes	– Handschuhe
Hehlwagen	– hölzerner Kastenwagen mit schrägen Wänden
Kattepusch	– Katzenbusch, Name eines Gebüschs auf dem Acker
Kämer	– Kämmerer, Arbeitsaufseher
Kartoffelkellchen	– länglich zugespitzte Klöße aus rohen Kartoffeln
klabastrig	– schadhaft, wackelig
Kleinmittag	– zweites Frühstück
Klotzkorken	– Schuhe mit dicker Holzsohle und angenageltem Oberleder
Klunkermus	– Milch, in die man lockeren Mehlteig tropfen und garkochen läßt
Krängelbrunnen	– Brunnen mit drehbarer Walze, um die die Kette mit dem Eimer gewickelt ist
Kuffeln	– irdene Schüsseln
Kuffert	– Koffer, Kasten, Truhe
Lucht	– Dachboden (in Süddeutschland „Speicher“)
Marschallsträuße	– Sträuße für Brautführer und Festordner
Mengsel	– Gemenge aus mehreren Getreidearten, meist Hafergerste
noahwere	– beim Nachbarn vorsprechen
pingeld	– se pingeld opp – sie band auf, löste ein Band
plachandern	– lebhaft miteinander reden, ein Schwätzchen halten
pleege	– pflügen
Pungel	– Bündel
schabbrig	– redselig
Schischkesand	– Sandboden mit Kiefern (Schischke – Tannenzapfen)
Schmandhering	– Hering mit Sahnesoße
Schmandweg	– Name für einen Weg, auf dem Milch gefahren wurde
Schlichtmus	– Milch, mit glatt gerührtem Mehl angedickt
Schnlefebüchse	– Schnupftabakdose
Speichermajor	– Ulkname für den Aufseher des Getreidespeichers
Spekter	– Inspektor, Oberinspektor, Gutsverwalter
Spoadem	– Spaten
Steppke	– kleiner Junge, Dreikäsehoch
tälld	– zählte
Tiet, Tiede	– Zeit, Zeiten
Wruken	– Steckrüben, Kohlrüben
Zoch	– Pflug
Zodderband	– fusselliger Bindfaden, Blindgarn für den Mähbinder

* * *

VERZEICHNIS

historischer und landwirtschaftlicher Ausdrücke und mundartlicher Wörter

Bank der Landschaft	- Geldinstitut, von Friedrich dem Großen ab 1780 zur Hilfe für die Landwirtschaft in Preußen gegründet. Diese Landschaftsbanken bestanden bis zur Vertreibung in ostdeutschen Städten
Bienenbeutner	- Leute, die im Wald wilden Honig ernteten
Bullenball	- gesellige Zusammenkunft der Viehzüchter und Melker
Deputat	- Naturalienlohn der Landarbeiter
Drainage, Dränieren	- Entwässerung von Land durch Vorflutgräben und unterirdische Röhren
Dreifelder-Fruchtfolge Gestütswärter	- jährlicher Wechsel von Wintergetreide, Sommergetreide, Brache - Beamte eines der Landgestüte (Trakehnen, Braunsberg, Georgenburg, Rastenburg), die jeden Februar bis Juli mit ihren Hengsten auf Deckstation im ganzen Land verteilt wurden
Haken, Hufen	- alte Flächenmaße für die Landmessung (1½ Hufen = 100 Morgen = 25 ha)
Hofgänger	- Burschen und Mädchen, die der Landarbeiter laut Arbeitsvertrag zur Arbeit „stellte“, bei sich beherbergte und beköstigte, meist seine eigenen Kinder
Hufstollen	- meist H-förmige Eisen zur Ergänzung der Hufeisen im Winter als Gleitschutz
Insthäuser	- Landarbeiterhäuser mit mehreren ebenerdigen Wohnungen, die zum Naturalienlohn (Deputat) gehörten
Kölmer, Köllmer Körkommission	- Bauern, die nach Kulmischem Recht (Stadt Kulm) belehnt wurden - Landwirte und Tierzuchtbeamte, die zu den Züchtern fuhren und alljährlich die Jungtiere, wenn sie sie für tauglich befanden, ins Zuchtbuch aufnahmen (Körung)
Lokator Meierei Osthilfe	- Werber und Organisator bei der Siedlung, vielfach dann Dorfschulze - Molkerei - Maßnahme der Reichsregierungen, gemeinsam mit der Industrie, zur Umschuldung der in Not geratenen Landwirtschaft 1931–1934
Rendant, Rendantin	- Buchhalter auf dem Gut, der auch Speicheraufsicht führte, Löhne zahlte und Deputatgetreide ausgab
Roßwerk	- Göpel = Antriebswerk, von Pferden (ähnlich den Karussellpferden) gedreht
Scharwerker	- z. Z. der Erbuntertänigkeit Bauernfamilien, die gemeinsam auf den Gütern arbeiteten. Später junge Burschen und Mädchen (Gruppen von 10–20), die zusammen arbeiteten, während Instmänner und Knechte einzeln ihre Arbeit verrichteten
Schlag	- abgegrenztes Feldstück, im allgemeinen jedes Jahr mit einer anderen Feldfrucht bestellt (Fruchtfolge)
Schwarznasen	- volkstümlicher Name für die aus England stammende Hampshire-down-Rasse (schwarzköpfiges Fleischschaf)
Schweizer	- Melker und Pfleger der Viehherde. Die ersten waren aus der Schweiz gekommen. Bis zuletzt gab es noch einige „echte Schweizer“ in Ostpreußen. Oberschweizer = Obermelker
Stellmacher	- Handwerker, der hölzerne landwirtschaftliche Geräte und Ackerwagen herstellte und ausbesserte
Sterke (Färse) Vorwerk Zaunzwingen	- junge Kuh bis zum ersten Abkalben - Nebengut, Nebenhof - Stahlkrampen in U-Form zum Befestigen der Zaundrähte

Aus den „köllmischen“ Außenhöfen städtischer Ackerbürger, verschrieben nach dem Recht der Kulmer Handfeste 1233, entstand das in Ostpreußen weit verbreitete bürgerliche Besitztum. Die Kölmer hatten geringe Abgaben zu leisten und stellten eine berittene Landwehr. In den Wirtschaftsbüchern des Ordens war genau festgelegt, wieviel Tage Arbeit im Jahr jeder Bauer – nach Hufen oder Haken berechnet – zu leisten hatte und wieviel er jährlich „zinste“.

Was der Landmann abliefern sollte, kam dem gesamten Staat zugute. Die Ritter selber hatten Armut gelobt. Sie brauchten keine persönlichen Einnahmen. In den Speichern der Ordensburgen lagerten große Mengen von Getreide als Vorrat für knappe Zeiten. Dort lieferten die Dorfschulzen das Zinsgut ab: Getreide, Geflügel, Honig, Wachs und Leinen. Die Bauern hatten es zu Martini oder Lichtmeß in den Dorfkrug geschafft. Da tranken sie ihren Met und ihr untergäriges Bier. Sie traten zur vorgeschriebenen Stunde den Heimweg an.

Strenge Sitten herrschten im Ordensland. Nach Feierabend schlossen die Wächter alle Tore, im Dorf wie in der Stadt. Hirten trieben morgens das Vieh aus, holten es abends herein und ließen es nachts auf dem Anger weiden, rings um die Kirche.

In den Amtshäusern größerer Ortschaften stand dem sogenannten Burggrafen, einem bürgerlichen Amtshauptmann, ein Kämmerer zur Seite, der die Arbeit der Hakenbauern überwachte.

Durch harte Arbeit der Ureinwohner Preußens wie auch der deutschen Siedler brachten Felder und Weiden allmählich soviel Erträge, daß nicht nur die Bewohner der Städte mit ernährt werden konnten, sondern daß auch über die Hansestädte an der Ostsee steigende Mengen von Korn ausgeführt wurden.

Zwischen Jahren wirtschaftlicher Blüte gab es Zeiten, in denen Mißwuchs, Kriege und Seuchen die Dörfer leerten. Immer von neuem mußten Lokatoren nach Siedlern Ausschau halten. Viele altpreußische Sippen überdauerten Not und Tod. In die Städte durften sie einstweilen nicht ziehen, doch nie sind sie „ausgerottet“ worden, vom Orden schon gar nicht. Um das Jahr 1400 übertraf die Zahl der Altpreußen bei weitem die der Deutschen. Heute noch vorhandene Verschreibungsurkunden enthalten prussische Namen neben Taufnamen:

- 1339 Gr. Droosden verschrieben an Merten und Barthel Sernide
- 1339 Gr. und Kl. Wickerau an Nikolaus und Satirne von der Wickerau
- 1379 mehrere köllmische Dörfer verschrieben an Hensll Traupe
- 1390 Fuchsberg vor Königsberg/Pr. an Dietrich Surmyne
- 1422 Laukmedien an Johann Kaspar Lackmedie

1474 Partheinen (Partegal) an die Preußen Thomas und Gercke von Parthein
Diese Beispiele stehen hier für tausende. Allein zwischen 1300 und 1400 gründete der Orden 1400 neue Bauerndörfer. Ob sich der Klang altpreußischer Familiennamen mit der Zeit änderte oder in alter Form erhalten blieb, unter den Vertriebenen sind sie häufig zu erkennen (Gause, Droese, Darge, Glang, Woelk, Venohr, Podehl, Wormit, Wosegien, Glandien, Kastaun, Kongehl, v. Kalnein, v. Perbandt, v. Saucken, v. Bronsart usw.)

Gutsherren und Erbuntertänige

Der Städte- und Ständekrieg (1454–1466) und der Reiterkrieg des letzten Ordenshochmeisters Albrecht (1520/21) hatten große Teile des Landes verwüstet. Bauern flüchteten in die Städte. Viele von ihnen verloren ihr Leben, anderen brachten die Kriegsfolgen vermehrte Arbeitslasten und Abhängigkeit.

EINE LEBENSARBEIT GING VERLOREN

Der verarmte Orden mußte seine Söldnerführer mit Land abfinden. Damals entstanden die Güter der Grafen Eulenburg, Dohna, Finckenstein, Kanitz, Groeben, Schlieben, Schwerin sowie der Familien v. Tettau, v. Kuenheim, v. Auerswald und vieler anderer. Aus diesen Familien gingen die Amtsträger des Ordens, später die des Herzogtums hervor.

Vergeblich warb man um neue Siedler für die wüsten Hufen. Viel Bauernland mußte zu den Gütern geschlagen werden. Auch während des Dreißigjährigen Krieges bezahlte der Kurfürst seine Staatsschulden durch Abgabe von Land. Kein Wunder, daß nun riesige Besitzungen entstanden, denen auch manches freie Bauerndorf zum Opfer fiel. Am stärksten vollzog sich dieser Wandel in Natangen. Dort gehörte 1426 nur ein Viertel des Landes zu großen Gütern, 1519 bereits über die Hälfte, 1626 zwei Drittel.

In der frühen Ordenszeit hatten die Bauern ihre Dienste und Abgabepflichten ohne Schwierigkeit erfüllen können. Jetzt mußten wenig Bauern viel Land bestellen, und weil es nicht immer weniger werden durften, hielten die jeweiligen Regenten streng am Gesetz der Erbuntertänigkeit fest. Entlaufene Bauern wurden, wenn man sie fing, zurückgeholt und verprügelt.

Im Samland und in Natangen führten städtische Rebellen Bauernaufstände an, jedoch in sehr viel geringerem Maße als gleichzeitig in Süddeutschland. Die preußischen Erbuntertänigen waren immerhin keine Leibeigenen. Aus Polen, dem Land der Adels herrschaft; flüchteten zur Reformationszeit leibeigene Masovier ins herzogliche Gebiet Preußens, nahmen den evangelischen Glauben an und wurden im Grenzland, das man später Masuren nannte, in herzoglichen Dörfern angesiedelt. Hier wie in den bischöflichen Dörfern des damals selbständigen Ermlandes hatten die Bauern es leichter als in den immer größer werdenden Gutsbezirken.

Kurfürsten und Könige verstanden es, die preußischen Gutsbesitzer als Staatsbeamte an sich zu binden. Aus der kargen Ernte ihrer Äcker konnten sie kaum Einkünfte beziehen. So wurden Vertreter der gräflichen Familien Schwerin, Dönhoff, Lehndorff, Dohna, Eulenburg und anderer als Minister, Prinzen erzieher oder Gesandte von den Regenten berufen. Sie stellten eine Reihe bedeutender Staatsmänner und Offiziere, mehrere Jahrhunderte hindurch. Nach ihrer Verabschiedung verwalteten sie die Güter.

Persönlichkeiten wie Abraham Graf Dohna, der Erbauer Schlobittens, der im Barockzeitalter Reisen bis in den Orient unternahm, viele Sprachen beherrschte, beim rauhen preußischen Hof schöne Sitten einführte, Kunstwerke sammelte, Baumeister, Künstler und Handwerker beschäftigte, kann man nicht als Landleute bezeichnen. Dennoch blieben ihre Ländereien als erbliches, unverkäufliches Lehen ihren Familien erhalten.

Ob Gutsland oder Bauernland, es durfte nicht veräußert werden.

Bauern und Edelleute

Friedrich Wilhelm I. hatte als erster dem Landadel Steuern abgenommen. Er begann mit der Aufhebung der Hand- und Spanndienste erbuntertäniger Bauern auf den Domänen in „Preußisch-Litauen“, wo die „Große Wildnis“ zum Teil erst urbar gemacht worden war. Seine Soldaten gewannen in friedlicher Arbeit neues Land aus den Sumpfgebieten. Seine Salzburger, Nassauer, Pfälzer, Franken und Schweizer hatte er in den von der Pest entvölkerten Dörfern als freie Bauern angesiedelt.

Nicht nur die Lebensarbeit der Letzten, die Lebensarbeit von Generationen ging unter. Vorfahren unserer ostpreußischen Landwirte haben seit fünfzig, hundert oder zweihundert Jahren, viele von ihnen schon seit siebenhundert und mehr Jahren unsere Erde fruchtbar gemacht. Unter unseren Bauern ist wohl kaum einer, der nicht durch eine seiner Ahnenreihen von den altpreußischen Ureinwohnern stammt. Trotzdem haben sie alle fort müssen.

Die tausend Hofbeschreibungen der Herdbuchgesellschaft enthalten in ihren Schlußsätzen kurze Berichte über das Ende. Hier nur wenige Stichworte:

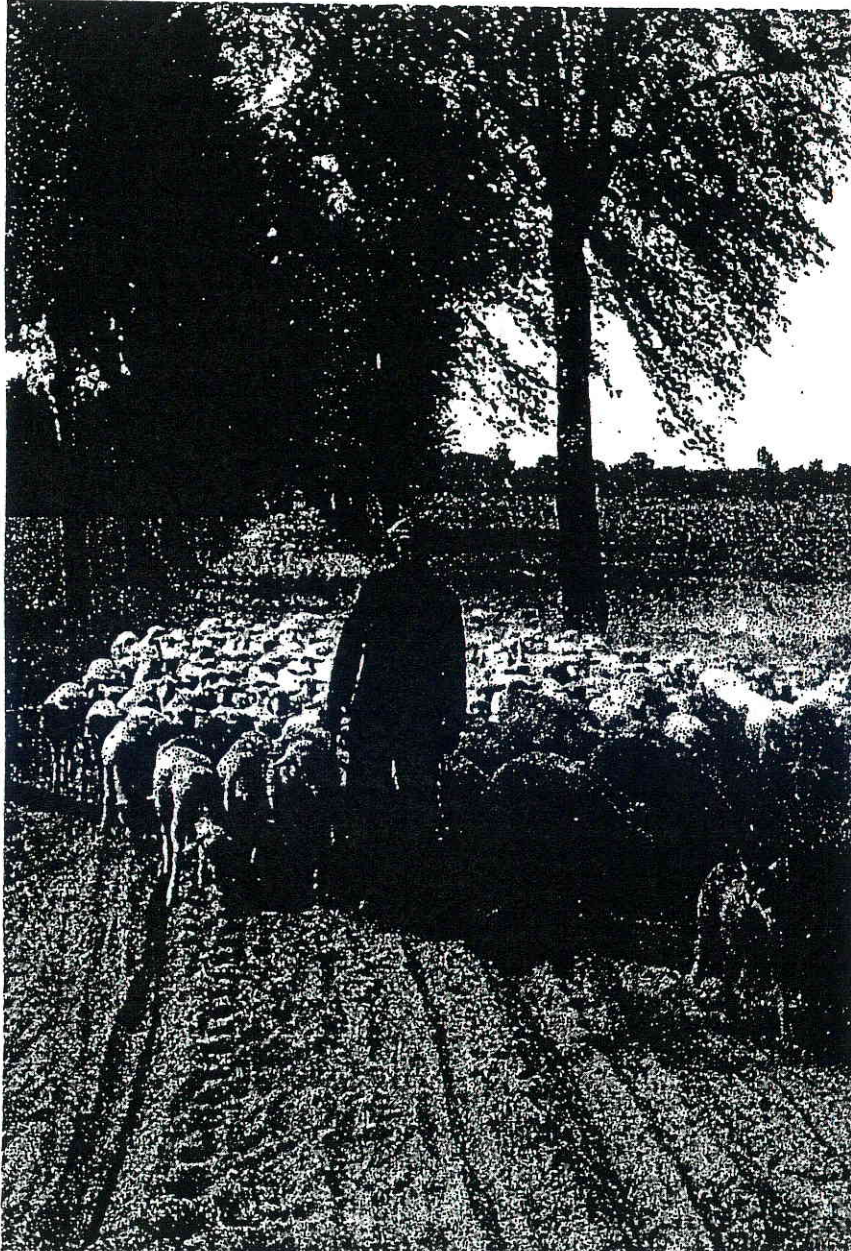
„Brüllend lief das Vieh im Schnee herum“ – „alle Pferde bei Tiefliegerbeschuß verloren“ – „auf dem Treck verfohlten die Stuten“ – „32 Pferde auf den Treck mitgenommen, mit viere angekommen.“ – „78 Tage im Treck mit 93 Leuten unterwegs“ – „bei der Rückkehr von unsern guten 80 Kühen nur Köpfe und Felle gefunden“ – „Hof abgebrannt ohne Kämpfe“ – „Institute nach Dänemark, Vater zu Fuß zurück, Vater an Mißhandlungen, Mutter an Hungertyphus gestorben“ – „viele unserer Arbeiter erschlagen, verschleppt, erschossen“ – „Mann auf dem Treck vermißt, Mutter unter schweren Mißhandlungen vom Hof getrieben“ – „Bauer auf dem Hof verwundet und verschollen, Töchter von Dirschau zu Fuß zurückgetrieben, eine unterwegs gestorben“ – „Frau von den Russen überrollt, alle Kinder tot“ – „Freitod der ganzen Familie“ – „zehn Jahre russische Gefangenschaft, meine Frau nach Sibirien verschleppt.“

„Beim Anblick des heimatlichen Hofes nach Rückkehr von der Flucht zerbrach die stärkste Seele. Das Elternpaar Rudolf Wegel und Helene Wegel, geb. Tolkemitt, fand nach Tagen schwerster Not auf dem Hermenhagener Friedhof seine letzte Ruhestätte.“

„Eine Lebensarbeit ging verloren. Ich habe noch einmal mit meiner Familie und unserer Hände Arbeit angefangen, einen Hof von 18 ha erworben und bewirtschaftete ihn schlecht und recht. Aber die angeborene Liebe zur Natur und zur Landwirtschaft ermöglicht es mir, unter schwierigsten Bedingungen den Hof in Gang zu halten.“ „So ging nun ein Familienbesitz, dessen Eigentümer heimatlos und entwurzelt sind, einem ungewissen Schicksal entgegen. Damit mein Sohn nicht der Landwirtschaft entfremdet wird, habe ich einen 22 ha großen Hof gekauft. Meiner Frau und mir wird die Arbeit oft schwer und hart, wir tun sie jedoch, um die Kinder dem Land zu erhalten.“

„Berufsfremd erwarb mein Mann das tägliche Brot, bis er, vorzeitig gealtert und seelisch gebrochen, mit 51 Jahren starb.“ „Nach dem Kriege habe ich zweimal umgeschult und bin immer noch berufsfremd. Doch gehört mein ganzes Herz der Heimat und der Landwirtschaft.“

* * *



Dieser König besuchte Ostpreußen fast jedes Jahr. In seiner einfachen Kutsche fuhr er auf grundlosen Wegen von einem Dorf zum andern, übernachtete mit dem Kronprinzen, wie seine Quartiermacher berichten, in Scheunen und Buden auf Stroh und hatte ein offenes Ohr für alle Sorgen der Landleute.

Als der General Löhöffel v. Löwensprung von seinem kleinen Landsitz aus den König um Bewilligung einer Pension bat, antwortete der Alte Fritz:

„Mein Geld ist für Unsere Bauern und Bürgers da. Von Unserem Adel erwarten Wir, daß es Uns unentgeltlich diene.“

Friedrich der Große hob 1763 auf allen Domänen die Bauerndienste auf. Auf den privaten Gütern wagte man das noch nicht. Man fürchtete, es würden bei Aufhebung der Erbuntertänigkeit allzu viele Bauern ihr Land verlassen. Ende des Jahrhunderts entschlossen sich die ersten Gutsbesitzer zu dem schwerwiegenden Schritt: Johann Friedrich Fahrenheid-Beynuhnen, ein Nachkomme von Danziger Kaufherrn, und Fabian Abraham v. Braxein-Tharau, Nachfahre einer Altpreußenfamilie. Erst in Preußens schwersten Jahren wurden alle Zweifel und Hindernisse über den Haufen geworfen. Mehrere Gutsbesitzer, voran der Belschwitzer Herr v. Brünneck, waren es, die während der Hungerzeit, als Napoleons Armee das Land verwüstet hatte, mit ganzer Kraft und unter großen Entbehrungen Wandel schafften. Zwei Kreise um den Minister v. Schrötter und den Regierungspräsidenten Heinrich Theodor von Schön arbeiteten in Verbindung mit Stein die Reformpläne aus. Als Studenten hatten jene Männer zu Füßen der Professoren Kant und Kraus gesessen, hatten voller Begeisterung deren Ideen von Freiheit und Menschentum in sich aufgenommen.

Andere äußerten Zweifel. Wieder andere lehnten sich auf gegen die Zerstörung der „alten Ordnung“, die sie als naturgegeben und gottgewollt ansahen.

Zu dieser mittelalterlichen Ordnung gehörte es, daß der Regent, dem Gott ein Stück seiner Erde anvertraut hatte, die Edelleute gegen Reiterdienste mit Land belehnte. Sie wiederum verschrieben es den Bauern gegen Arbeit und Zinsabgaben. Der Lehnherr war verpflichtet, die Bauern zu beraten und für sie zu sorgen, für ihren Schutz, für Kirche und Schule, für die Kranken, für Kinder und Alte.

Von den meisten wurden diese Pflichten ernst genommen, und so war es vielen von ihnen völlig unverständlich, daß die alte Ordnung nicht mehr gelten, daß Landbesitz ein Beruf sein sollte wie jeder andere, womöglich zum Geldverdienen.

König Friedrich Wilhelm III. hatte das „Edikt zur Bauernbefreiung“ 1807 eigenhändig unterschrieben, man konnte es kaum fassen.

„Jeder Einwohner . . . zum eigentümlichen und Pfandbesitz unbeweglicher Grundstücke aller Art berechtigt . . .“

„Jeder Einwohner ist befugt, bürgerliche Gewerbe zu betreiben, jeder Bauer ist berechtigt aus dem Bauer- in den Bürger- und jeder Bürger in den Bauernstand zu treten . . .“

„ . . . kein Untertänigkeitsverhältnis, weder durch Geburt noch durch Heirat . . . noch durch Vertrag.“

Gegner der Reform wollten von solchem Ansinnen nichts wissen:

„Wer sollte sich berufen fühlen, nur auf den Gütern zu leben und die eigenen Einkünfte zu verzehren?“

„Der Boden ist keine Ware, sondern anvertrautes Gut, das der Adel mit Hilfe der Bauern dem König zu bewahren hat.“

Diese Stimmen drangen nicht mehr durch. Aufsässige Gutsbesitzer wurden festgenommen, immer mehr Gutsherrn setzten sich für die Bauernbefreiung ein.

1811/12 machte die Landwirtschaft schwere Krisen durch, von denen sie sich nicht so bald erholte, wenn auch die „Bank der Landschaft“ half. Die einstmalig so bedeutenden Familien v. Kreytzen, v. Wallenrod, v. Ostau büßten sämtliche Besitzungen ein, den Hippels gingen elf Güter verloren, dem Grafen Finckenstein-Gilgenburg alle zweiunddreißig. Die neuen Gesetze brachten den Gütern Landgewinn. Alle Bauern, die bisher einem „adligen“ Gut angehört hatten, und denen man ihr Land als freies Eigentum zugesprochen hatte, mußten dem Gutsbesitzer als Ablösung für ihre bisherigen Dienste und Lieferungen einen Teil ihrer Feldmark abtreten.

Dieser Landgewinn brachte den Gutsherren keinen Nutzen. Viele von ihnen schafften es nicht, Pferde und Geräte, die bisher die Bauern gestellt hatten, zu kaufen und für Instleute Wohnhäuser zu bauen.

Wer sein Gut nicht ganz verlieren wollte, tat am besten, es durch Abverkauf wieder zu verkleinern. Manche Bauern kauften selber ihr abgegebenes Land zurück. Trotz des immer tiefer sinkenden Bodenpreises waren nur wenige dazu fähig.

Der reformwillige Oberpräsident Heinrich Theodor von Schön ging streng mit den Gutsbesitzern um und zwang sie, alles noch wüste Land urbar zu machen. Immer noch gab es große Heideflächen, die nun in Ackerland umgewandelt wurden. Jetzt konnten die letzten Wölfe ausgerottet werden. Die Furcht vor diesen gefährlichen Räubern wich der Furcht vor Verarmung und Hunger. Am schlimmsten betroffen waren die Kleinbauern. Schrötters Pläne – Zusammenlegung kleiner Höfe und das, was man heute Flurbereinigung nennt – kamen nicht zur Ausführung. Die kleinen Höfe wurden zum Gutsland geschlagen, viele Bauern wurden freizügige Instleute.

Von den Edelleuten wurden die am härtesten getroffen, die kurz vor der Bauernbefreiung ein Gut erworben, das Bauernland mitgekauft hatten und den Preis dafür noch schuldeten. Sie mußten das Bauernland abtreten, ehe sie es bezahlt hatten. So ging es dem jungen Heinrich v. Gottberg aus Pommern, als er Gr. Klitten bei Domnau kaufte, ohne es gleich bezahlen zu können. Er ließ den verzweifelten Bauern das Land, das sie als Ablösung abtreten sollten. Er wollte sich begnügen, wenn die Bauern für die Hälfte dieses Landes eine kleine Summe zahlten. Aber sie waren verarmt und baten händeringend um Erlaß. Heinrich mußte alle Erträge seiner Wirtschaft verkaufen. Er und seine Familie aßen trockenes Brot, hungerten jeden Freitag und konnten sich nicht einmal zu den Feiertagen etwas Gutes gönnen. Als im benachbarten Gr. Saalau das Haus zusammenstürzte, nahmen Gottbergs zu ihren fünf Kindern noch zwei von Brederlows auf und gaben ihnen Butterbrot, ohne sie merken zu lassen, daß sie selber darauf verzichteten.

Ganz allmählich konnten die Gottbergs ihre Schulden abzahlen. Dazu half das bescheidene Landratsgehalt. Andere Ämter jedoch scheinen mehr gekostet als eingebracht zu haben.

Der damalige Friedrichstener Graf Dönhoff, Flügeladjutant des Königs und Unterhändler beim Frieden von Tilsit, verwaltete seine Güter mit größter Sparsamkeit und schlug das Amt des Generallandschaftsdirektors aus, weil die Uniform zu kostspielig war. In seinem persönlichen Kassenbuch fanden die Nachkommen nur kleine Beträge – meistenteils für Hemdkragenumdrehen und Schuheflecken.

„Wir treten durch das Portal über die Schwelle in das Haus, über welche viele Generationen ein- und ausgegangen sind, von den kleinen Kinderfüßen bis zum müden Schritt des Alters nach vollendetem Lebenswerk. Die Diele zeigt mit Elchköpfen, Hirschgeweihen und einem gelegentlichen Wolfs- oder Luchsbalg bis zu der wissenschaftlichen Vogelsammlung, wie in Guja, einen weiteren urtümlichen Lebensinhalt.“ (Auch die Jagd war Kunst und gehörte untrennbar zum Ganzen dieses Lebensstils.) „In der Diele stehen die frischgeschnittenen Blumen und hängen die Erntekränze mehrerer Jahre. Meist beginnt hier die Treppe ihren gewundenen Aufstieg, häufig in deutschem Barock mit doppeltem Lauf. Von den Räumen ist der wichtigste derjenige, dessen Wände mit Familienbildern besetzt sind, die Eßstube oder der Gartensaal. Hier erkennt sich der Lebende als einen dienenden Teil in der Kette der Generationen, als einer unter vielen, der das Erbe weiterzugeben hat.“

„Der größte Aufwand an Raum wird nicht für die Gutsfamilie gemacht, sondern für die Erfordernisse der Wirtschaft und für die Gäste. Wir können uns das Leben nicht gemeinschaftlich genug vorstellen. Hiervon macht sich der westliche Städter keine Vorstellung, wenn er nicht einen Jahreslauf auf einem Gut des Ostens, wenn er nicht ein Johanniseuer, ein Erntebier und ein Weihnachtsfest dort miterlebt hat. Aber wer in dem vorbildlichen Gefüge einer Gutswirtschaft mitgearbeitet hat, weiß, wie tiefwurzelnde Verbindungen auf diese Weise geschlossen werden.“

„Jedes Merkmal der Struktur (des Baustils) ist einem Charaktermerkmal des Erbauers zuzuordnen. Preußen hat (im Gegensatz zum süddeutschen Barock) eine ruhig abgemessene und schlichte Grundform der Landschlösser und Gutshäuser, Knappheit der Haltung und Strenge des Daseins, nobler Stolz ohne Prunk, ohne Zurschaustellung, Gewicht ohne Geltungsbedürfnis, Maß und Zucht als ethische Gesetze sind hier wie im Leben, so im Bauwerk verwirklicht worden.“

* * *

Buer, loat di man nich bange sinn,
wenn di de Not ok äwernemmt,
wenn di dat Woater äwerschwemmt,
stoah! Denn de Tiet is dien.

Dien is de Zoch, dien is dat Land.
Dat andre kömmt on jalt wie Wind.
Dien Herrgott weet, wo he di findt.
Acht' man opp siene Hand!

On vār Gewalt dien Dār versperr!
Loat di nuscht nehme von dien Recht.
Vār'm leewe Gottke sinn wi Knecht,
doch opp ons Land, doa sinn wi Herr.

Anne Marie Koeppen,
Abellschken 1929

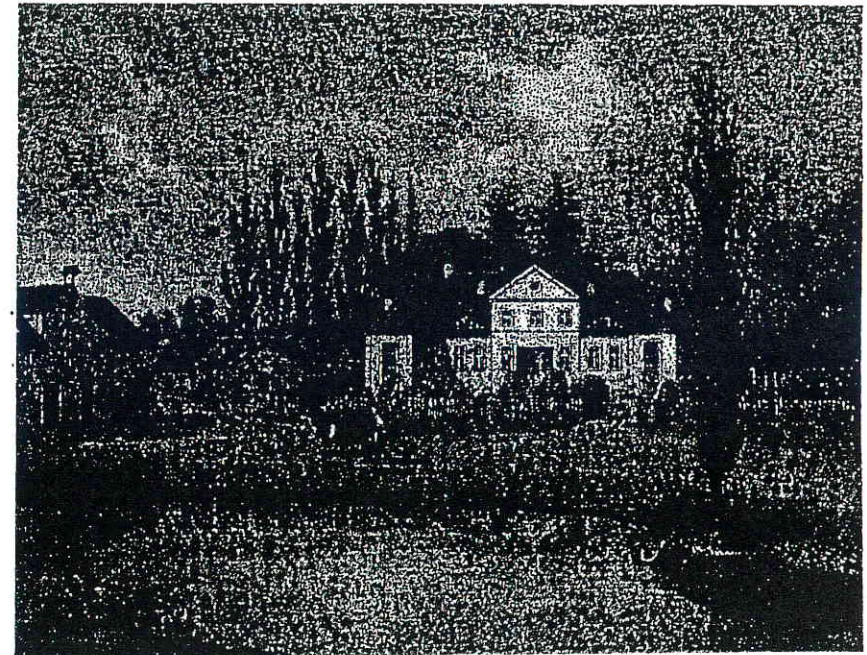


Freiherr von Schrötter, Gr. Wohndorf, mit seinen Lieblingstuten

Waldburg prächtige Beispiele. Ein vollständiger Barockgarten ist in Finckenstein. In Blumberg ist die Sonnenuhr bemerkenswert, das Jahr 1795 und die Zahlen sind aus lebendem Buchsbaum. Überaus häufig leben noch die in Kübeln aufgezogenen Orangenbäume des Barock, Zeugen der Südsehnsucht ihrer Zeit und liebevoller Pflege durch Jahrhunderte."

Lorck zählt dann die Steinfiguren auf und wertvolle Bibliotheken, besonders die Schloßbitter mit 60 000 Bänden, von einzelnen Wissenschaftlern und ganzen Seminaren gern besucht, die Funde altenglischer Noten (besonders Dowland), die auf Einladung des gastlichen Fürsten Dohna von Walther Pudelko durchgesehen und herausgegeben wurden, die Kolleghefte Kants in Wundlacken, die Reisetagebücher der Lehndorffs aus zwei Jahrhunderten in Steinort. Er erwähnt Archive mit Briefen preußischer Herrscher, die Urkundensammlung des Ministers Freiherrn v. Schrötter in Gr. Wohndorf. Er beschreibt mächtige alte Kornspeicher in Gallingen, Langheim, Puschkeiten, Tharau und Steinort, Musikemporen, Haustheater, Mausoleen und Gutsfriedhöfe.

Indessen hielt die Not an. 1826 wurden 152 Güter zwangsversteigert. Käufer waren strebsame Gutsverwalter wie der Oberinspektor Negenborn und Kaufleute aus Königsberg oder Danzig. Manch einer meinte, nun würde die „Herrschaft des Geldsacks“ beginnen, nun würde „der Boden wie eine Ware behandelt“. Aber man täuschte sich. Die neuen Herren, ob sie geadelt wurden oder nicht, nahmen mit ihren Familien Art und Wesen des alten Landadels an, steuerten tüchtig ihre Güter durch alle Krisen hindurch, gewannen sie lieb und hielten ihnen generationenlang die Treue bis zum traurigen Ende.



Groß Münsterberg, Kreis Mohrungen

Landwirte

Um 1830 stieg die Bevölkerungszahl Preußens und der anderen deutschen Staaten beträchtlich an. Wachsende Städte verlangten größere Nahrungsmittelmengen. Junge Ostpreußen studierten in Bonn und ließen sich sagen, der landwirtschaftliche „Großbetrieb“ mit freien Arbeitern sei am „produktivsten“. Begriffe aus dem industriellen Leben und Denken wurden auf das Land verpflanzt.

Mancher Gutsherr schloß sich einer liberalen Partei an. Neue Wirtschaftsmethoden setzten sich durch. Wie Fremdkörper nahmen sich neue Maschinen auf alten Höfen aus. Erste Dreschkästen, mit Roßwerk betrieben, wurden von Freiarbeitern zerschlagen.

Die eingesessenen Instmänner gewöhnten sich schneller an technische Arbeitserleichterungen. Viele von ihnen jedoch äußerten sich kritisch über Maschinen und künstlichen Dünger bis in die letzte Zeit hinein. Schließlich war die Verdrängung der Pferdekutsche durch das Auto für viele alte Kutscher ein Unglück, das sie nie wenden konnten.

Ganz im Gegensatz zu den westlichen Unternehmen mit dem unübersehbaren Fabrikproletariat, auch im Gegensatz zu manchen Riesenfarmen in Übersee und Besitzungen westdeutscher Industrieller in Schlesien bildete sich auf den leicht übersehbaren ost- und westpreußischen Gütern ein Verhältnis zwischen Landwirten und Arbeiterfamilien, das auf gegenseitiger Achtung und fruchtbarem Zusammenwirken beruhte. Darf man Großindustriewerke mit Tausenden von Arbeitern überhaupt mit „Großgrundbesitz“, und damit meint man Güter von etwa 1000 ha mit 70–80 Arbeitskräften, – in einen Topf werfen? Man tat und tut es. An der Zahl der Arbeiter gemessen, sind die größten Güter immer noch kleine Betriebe!

Als nach 1870 Getreide und Wolle aus Übersee in die bisherigen europäischen Abnehmerländer eingeführt wurde, verschlimmerte sich die Lage der Landwirtschaft. Viele Landarbeiter wanderten ab nach Berlin und ins westdeutsche Industriegebiet. Billige Saisonarbeiter kamen aus Polen und fanden besonders in Masuren und im Oberland Arbeit als Schnitter oder Holzfäller. Auf die Dauer aber war der alte Landarbeiterstamm unersetzlich. Mit seinem zahlreichen Nachwuchs konnte er wieder die Lücken füllen.

Die Bauernhöfe hielten sich einstweilen besser als die großen Güter. Bäuerliche Familienchroniken aus jener Zeit berichten von wirtschaftlichem Aufschwung, von erfolgreicher Mühe und tagelangen, üppigen Hochzeits- und Begräbnisfeiern.

Alles wurde getan, um die Landwirtschaft leistungs- und lebensfähig zu machen. Verantwortungsbewußte Männer gründeten die Landwirtschaftskammer, den Landwirtschaftlichen Zentralverein, Versuchsringe, Züchtervereinigungen, An- und Verkaufsgenossenschaften, Viehverwertungs- und Molkereigenossenschaften, Milchkontrollvereine, Drainagegenossenschaften. Jetzt wie auch später traten Besitzer großer und kleiner Güter mit züchterischen Leistungen hervor: die Sperbers und Kuenheims, Schrötters und Lehdorffs mit der Zucht des edlen ostpreußischen Pferdes Trakehner Abstammung, Romanowski-Mehlsack und Born-Dommelkeim mit dem ermländischen Kaltblutpferd, Rhode-Tromitten, Gädeke-Nadrau und Strüvy-Gr.-Peisten mit Schwarzkopfschafen, Zehe-Dietrichsdorf und Graf Kanitz-Podangen mit Merlnoschafen, um nur wenige zu nennen.

„Die Ortschaft mit dem Blick auf das glitzernde Haff, auf den grünen Streifen der Frischen Nehrung und den blauen Saum der dahinterliegenden Ostsee, auf das Dorf selbst mit den vielen schmucken Vorlaubenhäusern und den großen Obstgärten, die im Frühling den ganzen Ort in ein Blütenmeer tauchten, alles dies übte auf den Fremdling einen zauberhaften Reiz aus. Von dem das Dorf überragenden Mühlenberg konnte man dieses kleine Paradies gut überblicken, und immer, wenn ich dort verweilte, konnte ich es gut verstehen, warum mein Großvater dort so schnell helmisch geworden war.“ Das berichtet der Chronist einer Bauern- und Müllerfamilie von der Elbinger Höhe.

Was Bauern und Bäuerinnen neben aller Arbeit für Acker und Vieh getischert, geschnitzt, geformt, gewebt und gestrickt haben, zeigen Giebelfiguren, Schränke und Kästen, Salzpaußeln, Schaukelpferde, Teppiche, Schürzen und Handschuhe, zeigen ausgeformte Kacheln mit Blumen und Vögeln unter dem Herdmantel der Bauernküche.

Es ist Winter. Die Mutter drückt Honigkuchenteig in geschnitzte Backmodeln, Großvater erzählt Märchen, die Frauen singen lange Lieder vom Ritter Ewald, von der schönen Dorothee und dem Wassermann.

In den Küchen der gemütlichen Gutshäuser und stattlichen Schlösser werden dieselben Pfefferkuchen gebacken, klingen dieselben Lieder. Die Kinder helfen beim Teigformen und hören den Liedern andächtig zu. Der Hauslehrer lehnt am Herd. Er merkt sich die Texte der langen Balladen. Vielleicht wird er mal ein Dichter oder Gelehrter. Wer Künste und Wissenschaften betreibt, wer im Leben des Staates maßgeblich wirkt, ohne den einfachen Menschen, seine Sprache und seine Schöpfungen zu kennen, muß mit seinem armseligen Wissen in die Irre gehen. Begegnungen von Menschen ungleichen Lebensstils machen das Leben reichhaltig und fruchtbar, ebenso wie der Wechsel verschiedenartiger Siedlungen mit ihren Gebäuden und Gärten. Was wäre unser Ostpreußen gewesen, hätten zwischen den vielen Dörfern und Dörfchen die großen Höfe gefehlt, die mit ihren Gärten und Allees das Landschaftsbild prägen halfen? Wenn sich nicht groß veranlagte Menschen entwickelt hätten, deren Natur es gebot, sich in weiten Räumen zu bewegen, sich mit Kunstwerken zu umgeben, weder zum Geuß noch zur Prahlerei, sondern als schöpferische Aufgabe.

Greifen wir einige Stellen aus den Betrachtungen von Carl v. L o r c k heraus:

„Es liegt im Wesen des Gutshauses des Ostens, daß es dem Bauernhaus nicht als Gegensatz gegenübersteht, sondern seine Baugedanken steigert. Daß es aus dem gemeinsamen Wurzelstamm eine veredelte Blüte hervorbringt, macht erst seine große Kulturbedeutung und Schönheit aus.“

„Wenn sich der Schnellzug von Berlin dem preußischen Ostland näherte, war es ein unvergeßlicher Anblick, im Gegensatz zur Mark, daß zwanzig bis dreißig Jährlinge oder Stuten mit Fohlen, aufgescheucht vom Zuge, über ihre Koppel galoppierten. Langgestreckte Ställe und Scheunen werden sichtbar, mächtige Allees 200 bis 300 Jahre alt, führen auf alte Gutshöfe zu wie in Arnau, Friedrichstein, Schlodien, Kilgis und Steinort. Ein Park mit hohen Bäumen fällt häufig ins Auge. Außer einem Wirtschaftshof aber ist nichts zu erblicken, was auf ein Herrenhaus hindeutet . . . ein Merkmal des Wohnens, das dem deutschen Dorfe entspricht: das Leben mit und unter Bäumen, aber auf der Gegenseite das Leben mit dem Hof, mit den Menschen, mit der Wirtschaft und mit den Tieren.“ „Von der Schönheit der Parks geben Raudonatschen, Steinort und

Zu Hause feierte die Gutsgemeinschaft frohe Feste: im Saal, der mit Bühne und Nebengelaß aus einem alten Insthaus entstand, fand sich die Gemeinde um Weihnachten zum Krippenspiel zusammen, Fastnacht zum Bügeltanz, dazwischen zu Herrn Sehmers Geburtstag und im September zum Erntefest.

Der Lehrer übte Chöre ein, zur Singwoche kamen Gäste von fern und nah, zu den Wettkämpfen auf dem Karmitter Gutssportplatz fanden sich Jugendbünde aus dem ganzen Landkreis Königsberg ein. Siebenmal wurden die Karmitter Fußballmeister.

Beim Sommerfest gab es Laienspiel und Gesang auf der Naturbühne, Ringreiten für die Burschen, Wettspiele für die Kinder.

Doch wie alles, was auf ostpreußischen Höfen mit Liebe und Fleiß entstanden war, nahm auch das arbeits- und freudreiche Leben ein jähes Ende.

Kurz vor Einbruch der Roten Armee verließ Sehmer als letzter den Hof. Unter Kanonendonner ritt er durch das verschneite Samland nach Palmnicken, wo der bekannte Herdbuchzüchter, Güterdirektor Feyerabend am Tage vorher den Treck der Karmitter Leute untergebracht hatte. Ein Weiterkommen gab es nicht. Der Treck mußte zurück nach Karmitten, alle Leute ins GPU-Lager.

Die Rotarmisten sperrten Sehmer, der während des Drittes Reiches unter Beobachtung und Verfolgung von seiten der Regierenden zu leiden gehabt hatte, ins Königsberger Gerichtsgefängnis. Dort starb er im Juni 1945 an der Ruhr und wurde hinter dem Herdbuchhaus in der Händelstraße begraben. Die ihn dort verscharften, wußten nicht, daß Waldemar Sehmer den Bau dieses Hauses veranlaßt hatte, als er 1929–1934 gewählter Vorsitzender der Ostpreußischen Herdbuchgesellschaft war.

KUNST IN BAUERNHÄUSERN, GUTSHÄUSERN UND LANDSCHLÖSSERN

Wie alle Völker der Frühzeit verstanden es auch die altpreußischen Waldbauern, ihren Geräten und Gefäßen ausgewogene Formen zu geben und sie mit bedeutungsreichen Mustern zu verzieren. Aus späteren Jahrhunderten kennen wir ländliche Bauten, Möbel, Hausrat und Webereien, in denen der Schönheitssinn von Bauern und Gutsfamilien zum Ausdruck kommt. Daß es in Ostpreußen farbenfrohe und reich geschmückte Bauerntrachten gab, zeigen Funde in alten Aussteuerkästen, Stiche in historischen Büchern und die Malereien von Gisevius im Königsberger Prussiamuseum.

In der Ebene zwischen hohen Bäumen oder gebettet in Flußtäler und Hügelketten fügen sich große und kleine Höfe in die Landschaft ein, ohne sie zu erdrücken.

Im Wiesengrün leuchten die oxsenblutroten Höfe der Niederungsbauern. Kornblumenblau sind Zäune und Fensterrahmen in den Fischerdörfern an Haff und See, weiß gekalkt mit roten Dächern die Bauernhäuser Natangens, braun die Eichenbalken im Fachwerk oberländischer Vorlaubenhäuser. Diese besonders schöne Hausform mit ihrer Vor- und Seitenlaube, mit dem auf geschnitzten Pfosten ruhenden Giebel, war in Natangen wie im Ermland zu finden, zumeist jedoch im Oberland und in den westpreußischen Niederungen.

1882 gründeten einundzwanzig Landwirte die „Ostpreußische Holländer Herdbuchgesellschaft“. Sie wählten Julius Benefeldt-Quossen zum Vorsitzenden. Diese Vereinigung wuchs in sechzig Jahren auf fast 6000 Mitglieder. Namen wie Caspari-Kobbelbude, Schumann-Tykrigehnen und Rogehnen, v. Hausen-Sudnicken, Sehmer-Karmitten, Valentini-Henriettenhof, Müller-Mörten, Schulze-Puspfern, Schrewe-Kleinhof, v. Batocki-Darienen (Bledau), v. Spaeth-Meyken, Hoenig-Mathildenhof u. Moritten, v. Gottberg-Pr. Wilten, v. Saint Paul-Jäcknitz standen in den Auktionskatalogen, wenn in Königsberg, Allenstein oder Insterburg die Schweizer in ihren rosa Blusen wertvolle Bullen, Kühe und Sterken im Ring der Auktionshalle herumführten. Züchter u. Schweizer trafen sich bei Tage im Auktionsstall, abends mit ihren Familien auf dem „Bullenball“.

Nach dem I. Weltkrieg begann wieder eine schwere Notzeit. Mancher alte Besitz ging ganz verloren, so das in Natangen gelegene Kilgis der aus dem Altpreußentum stammenden Grafen Kalnein. Die meisten Landwirte hielten durch, ein Teil sogar ohne in Schulden zu geraten, ein anderer Teil mit Unterstützung der „Osthilfe“. Dort, wo ein Gut sich auflöste, oder da, wo Teile notgedrungen oder freiwillig abgegeben wurden, entstand neuer Siedlungsboden. Von 1910–1933 schuf die Ostpreußische Landgesellschaft unter Leitung des umsichtigen und ideenreichen Frelherrn v. Gayl 3000 Siedlungen und half damit 295 neue Bauerndörfer gründen.

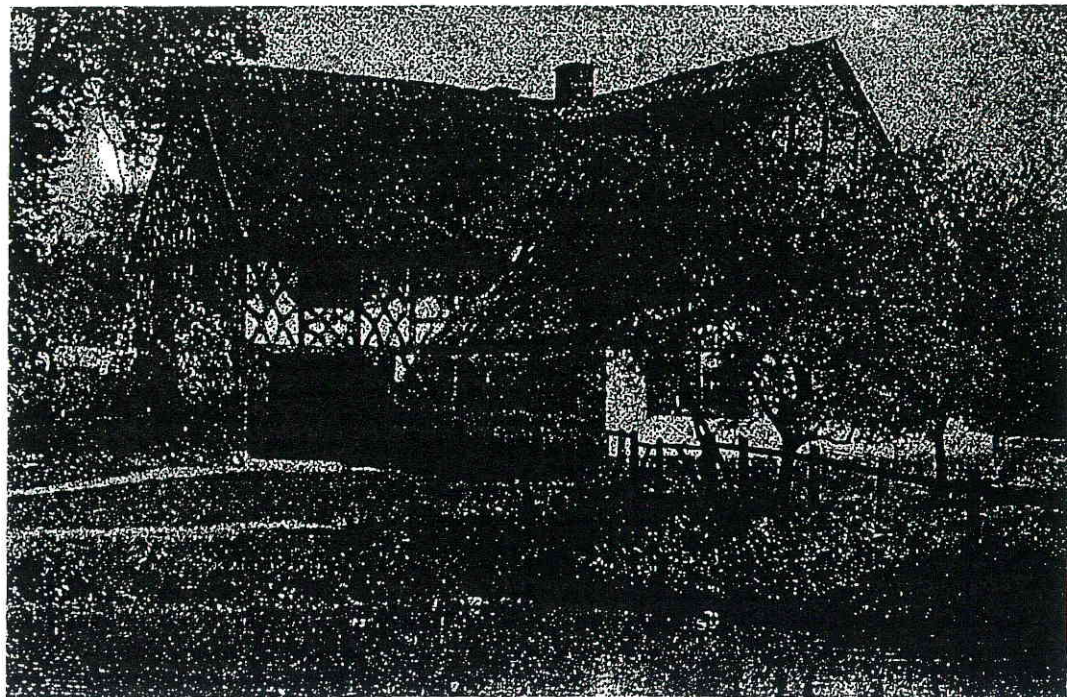
Bauern und Gutsherrn standen nun als Landwirte gleichberechtigt nebeneinander. Die Bauernsöhne besuchten nicht nur die Winterkurse der Landwirtschaftsschulen in den Kreisstädten. Viele von ihnen saßen neben Gutsbesitzersöhnen in der höheren Landbauschule Elbing oder studierten und wurden Diplolandwirte.

Die Tierzuchtdirektoren auf den Königsberger Geschäftsstellen hatten hohes Ansehen. Vierzig Jahre lang führte Dr. h. c. Peters die Geschäfte der Ostpreußischen Herdbuchgesellschaft, 30 Jahre Direktor Vogel die der Kaltblutzüchter.

Ein ostpreußisches Original baute den Landesverband Ostpreußischer Schafzüchter auf: Direktor Felix Lilienthal, unvergeßlich mit seinem Monokel, dem weiten Lodenmantel, der Schniefkebüch und dem roten Taschentuch. Lilienthal reiste von einem Schafstall zum anderen, körte Merino- und Schwarznasenböcke und teilte sie den einzelnen Mutterschafen zu. Auf mehreren Rußlandreisen knüpfte er züchterische Beziehungen.

In ebenso unverfälschtem Ostpreußisch und ebenso humorvoll wie sein Direktor unterrichtete Meister Piepereit in der Schäferschule Lesnicken an der Samlandküste. Er bereitete die Schäfer auf Gehilfen- und Meisterprüfungen vor. Im Oberland hatte die Landwirtschaftskammer die Melkerschule Ramten eingerichtet. Schweinemeister wurden im ermländischen Heilsberg ausgebildet. Dadurch hatte Ostpreußen nicht nur hervorragende Züchter, sondern auch fähige Tierpfleger und Melker, von denen viele mit Prämien ausgezeichnet wurden. Die Erträge der ostpreußischen Viehzucht lagen in den letzten Jahrzehnten trotz weiter Entfernung der Absatzmärkte über dem Reichsdurchschnitt.

Der Aufschwung der Landwirtschaft nach Ende der Weltwirtschaftskrise vor und während des II. Weltkrieges ließ große wie kleine Wirtschaften neue Kraft schöpfen. Das Erbhofgesetz – zuweilen umstritten, aber gerade von Gegnern der damaligen Regierung gelobt – tat das seine dazu. Nach Mißernten gab es schnelle staatliche Hilfe.



Vorlaubenhaus in Ostpreußen

Als Landhelfer, besonders während des Krieges, als viele junge Landarbeiter einberufen waren, sprangen auf Bauern- und Gutshöfen junge Burschen und Mädchen aus den Lagern des Arbeitsdienstes, vom Landjahr und Landdienst ein. Kriegsgefangene und später auch polnische, französische und belgische Zivilarbeiter halfen zuverlässig, und viele von ihnen lenkten die Treckwagen sorgsam bis Westdeutschland. Man erfährt, daß mancher Franzose oder Belgier seinen ostpreußischen „Chef“ jahrelang gesucht und schließlich gefunden hat, daß ehemalige polnische Gefangene ihrer Bauernfamilie, wenn sie sie mit ihrem Besuch überrascht, um den Hals fallen und sie durch das heutige Ostpreußen fahren.

Landwirt war längst ein Beruf geworden und doch nicht „ein Erwerbszweig wie jeder andere“. Von der „alten Ordnung“ war durch Generationen hindurch das Wertvollste übriggeblieben. Das Land war nicht für Bauern und Gutsherrn da, sondern Bauern und Gutsherrn dienten dem Land.

Kein Landbesitzer fühlte sich als „Reicher“ im materiellen Sinn. Dazu hätten wohl auch die meisten in all den schweren Zeiten keinen Grund gehabt. Wer nicht als ehemaliger Beamter oder Offizier von persönlichem Einkommen leben konnte oder sich als Nur-Landwirt mit bescheidenen Privatentnahmen aus der Wirtschaftskasse nicht begnügte, mußte mit dem Verlust seines Gutes rechnen. Ganz wenigen nur waren größere Ausgaben für sich und die Kinder möglich.

Karmittens Äcker und Wiesen brachten höchste Erträge. Aber nicht nur die guten Wirtschaftsergebnisse wurden ringsum gerühmt. Das Leben der Gutsgemeinde war beispielhaft. Jeder Bewohner Karmittens gehörte zum Gut. Sogar der Stationsvorsteher an der Kleinbahn Groß-Raum-Elterkrug beaufsichtigte zugleich den Gutsspeicher. Der Lehrer, der nur Karmittens Kinder zu unterrichten hatte, fühlte sich ganz zum Gut gehörig und trug zum geselligen Leben sein gutes Teil bei.

Ilse Arnold, Frau Sehmers Nichte, blieb 7 Jahre in Karmitten als Gemeindegeschwester u. Jugendpflegerin. Während dieser Zeit entwickelte sich dort das kulturelle Leben. Ilse und zwei Sehmertöchter nahmen an einem Weblehrgang in Powunden teil. Als sie dann in buntstreifig gewebten Röcken, gestickten Blusen und Bortenschürzen zum Erntefest kamen, äußerten die Scharwerkerinnen den Wunsch, auch solch hübsche Kleider zu besitzen. Verlassene Webstühle wurden von der Lucht heruntergeholt und umgearbeitet. In einem alten Insthaus entstand eine Webstube. Jedes Mädchen wollte seine Tracht eigenhändig weben, nähen und sticken, zuletzt auch noch eine leuchtend grüne oder rote Jacke für den Schatz. Zu diesen Jacken – die alten Samländer kannten sie von früher her – trugen die Burschen ihre weißen Drellhosen. Bald hatten auch Sehmers Söhne die gleichen Trachten wie ihre Arbeiter.

Eines Sonntags fuhr Vater Sehmer mit Ilse Arnold und dem Jugendpfleger Reinhard Leibrandt in ein Fischerdorf am Frischen Haff. Sie hatten gehört, daß dort uralte Tänze lebendig waren. Wirklich tanzten ihnen die Fischer ihre Allemande und den Nickeltanz vor, große weiße Tücher schwenkend wie die Flaggen der Seeleute. Bald konnten die jungen Karmittens Gutsleute diese Tänze. Überall, wo sie sie zeigten, war die Begeisterung groß. Auf Leiterwagen, mit Musik und Gesang fuhren sie jedes Jahr zum Kreisjugendtreffen, zum Sonnwendfeuer auf den Galtgarben, zum Baden an die See.



Fröhlicher Tanz in Karmitten

1925 wurde Frau Boehm nach Halle und später nach Berlin berufen, um den Reichsverband landwirtschaftlicher Hausfrauenvereine zu leiten. Sie war eine der bedeutendsten Ostpreußinnen und wurde Ehrenbürgerin der Albertus-Universität. Ihre Nachfolgerin in Ostpreußen wurde Frau Erna Siebert-Corben, eine eindrucksvolle Erscheinung, weißhaarig schon in jungen Jahren, verehrt und geliebt als „Bienenkönigin“. Unter ihrer Führung gewann das kulturelle Leben auf dem Lande neue Anregungen. Sie selbst hatte in Corben für die jungen Gutsleute eine Bücherei und eine Bastelstube eingerichtet und einen Posaunenchor gegründet. Sie berief Freizeiten für Bauern- und Siedlerfrauen ein. Durch praktische Arbeitsmethoden sollte das Dasein als „Arbeitstier“ aufhören. Die Frauen sollten dadurch Zeit gewinnen, um auch kulturell wirken zu können, dörfliche Feste zu gestalten, Hausgärten und Friedhöfe zu verschönern, die Stuben in ländlichem Stil einzurichten, zweckmäßige und schöne Kleidung sowie gewebte Trachten zu schaffen. Nach der Vertreibung gründete Erna Siebert in Hannover die „Sammlung vertriebener Landfrauen“ und wirkte segensreich bis in ihr hohes Alter hinein.



Erna Siebert-Corben

KARMITTEN

Ein vorbildliches Landgut

Seit dem 13. Jahrhundert hat Ostpreußen eine starke Anziehungskraft auf Bewohner westlicher Gebiete ausgeübt. Vor hundert Jahren etwa begann die Wanderung eines Teiles der Landbevölkerung in umgekehrter Richtung. Die Anziehungskraft unseres eigentümlichen Landes ließ nicht nach. Unter den einzelnen, die zu uns kamen, blieben und segensreich wirkten, war ein junger Landwirt, der bald nach 1900 aus dem Saarland ins Samland kam. Als 16jähriger hatte er seine Lehrzeit in Norddeutschland begonnen und eine Weile dort auf Gütern gewirkt. Bald hatten ostpreußisches Land und ostpreußische Menschen sein Herz gewonnen. Mit seiner kräftigen Gestalt, dem vollen, frischen Gesicht, den weißblonden Haaren paßte er gut in die Landschaft südlich des Kurischen Haffes. Dort kaufte Waldemar Sehm er das 640 ha große Karmitten und zog in das hübsche weiße Haus auf der kleinen Anhöhe. Karmitten war es wert, geliebt und gefördert zu werden. Sehm er schaffte es in wenigen Jahren, alle Gebäude zu verbessern. Im Speicher wurde eine Mühle eingebaut, der Meierei eine Schule für Meierinnen angeschlossen, Schmiede und Stellmacherei neu gebaut. Die 44 Arbeiterwohnungen konnten vergrößert und mustergültig hergerichtet werden. Bald war Karmitten ein bekannter Name, besonders durch die Leistungen in der Viehzucht. Die Herde von 120 Kühen brachte immer höhere Milchfettleistungen. Wertvolle Bullen wanderten von der Königsberger Auktion nach Karmitten. Der bekannteste von ihnen war „Anton“ aus Tykrigehnen, von dem 33 Töchter mit über 4 % Fettgehalt im Deutschen Rinderleistungsbuch verzeichnet waren. Jedes Jahr schickte Karmitten etwa 50 Jungbullen zur Auktion. Es gab höchste Preise und Auszeichnungen.

Wenn einer das Erbe als Reichtum empfand, dann so, wie man im Lied die geliebte Frau „mein Reichtum, mein Gut“ nennt. Der Hof, das Gut wurde geliebt mit allem, was dazu gehörte, mit allen Gebräuchen bei Arbeit und Fest, mit Menschen und Tieren, Äckern und Wiesen, Wasser und Wald, mit dem alten Haus und den neuen Ställen, mit Wegen, Zäunen und Gärten, mit jeder alten Pumpe, mit jedem Baum, den der Großvater gepflanzt hatte, mit allen großen und kleinen Dingen, von denen man lange Geschichten erzählen konnte. Aus dieser Liebe wuchsen Verantwortung und Verpflichtung. Kann man ein riesiges Industriewerk lieben oder ein Bankkonto? Die Liebe zum Bauernhof, zum Gut ist etwas Besonderes. Die Arbeiter verstanden und teilten diese Liebe. Auch Gäste aus der Stadt, sofern sie nicht rein Materielle oder Intellektuelle waren – und solche gab es damals selten – waren fähig, diese Liebe mitzufühlen und ihre Ausstrahlung als wohlthuend zu empfinden.

Der Landwirt, gleich, ob seine Vorfahren seit Urzeiten oder Ritterzeiten dem Lande dienten, oder ob sie sich in neuerer Zeit angekauft hatten, verstand sich als Lehnsmann Gottes.

OSTPREUSSISCHE BAUERN

Kleine Höfe – große Leistungen

Hier und da begegnen wir dem Irrtum, Ostpreußen habe nur aus Riesengütern bestanden. Die Verhältnisse, die zeitweise in Natangen und im Oberland herrschten, haben sich immer wieder geändert. Um 1800 gehörten gute Zweidrittel des landwirtschaftlich genutzten Bodens von ganz Ostpreußen zu „königlichen“ Bauerndörfern.

Vor der Vertreibung rechnete man 31 %, also ein knappes Drittel, zu mittleren und großen Gütern von 100 ha (400 Morgen) an aufwärts, 14,8 % zu großen Bauernhöfen von 50 bis 100 ha, 23,1 % zu Besitzungen von 20 bis 50 ha, 26,5 % zu Siedlungen von 5 bis 20 ha, 4,6 % zu kleinen Grundstücken, wie sie damals in Süd- und Westdeutschland noch häufig waren.*

Aus dem aufschlußreichen Buch der Ostpreußischen Herdbuchgesellschaft „Ostpreußens Rinder und ihre Zuchtstätten“ mit seinen 1050 Hofbeschreibungen und Aussagen über Leistung und Schicksal der einzelnen Landwirte kann man einen starken Eindruck vom ostpreußischen Landmenschen gewinnen. Man kann ermaßen, wie strebsam gerade Besitzer kleiner Flächen als Züchter und gewiß auch als Ackerwirte waren. Die Leistungen mittlerer und kleiner Höfe kamen oft nah heran an die der größten Spitzenzuchten. Wir bekommen Achtung vor den jahrzehntelangen Bemühungen der Bauern, die Wirtschaft zu verbessern, sei es durch Entwässerung, sei es durch bauliche und technische Neuerungen oder durch zielbewußte Züchtung wertvoller Tiere, die ihnen weit über Ostpreußen hinaus Anerkennung brachten. Wir lesen, daß Bauern mit Besitzungen unter 50 ha oder gar unter 20 ha Ausstellungen und Auktionen beschicken, Prämien für hohe Milchleistungen ihrer Kühe erwerben, in ihren anerkannten Lehrwirtschaften junge Landwirte ausbilden, daß ihre Höfe von Studienseminaren und Vereinen besichtigt werden.

* Wenn in diesem Heft Bauernhöfe von Gutshöfen unterschieden werden, mögen als Höchstgrenze für den „Bauernhof“ etwa 125 ha (Erbhofgröße) gelten. Maßgeblich war im allgemeinen nicht die Größe, sondern der Lebensstil.

Bauern berichten

Eine der zahlreichen Beschreibungen für die Ostpreußische Herdbuchgesellschaft lieferte Bauer M., Besitzer eines 43 ha großen Grundstücks im masurischen Kreis Johannsburg, nahe der polnischen Grenze. Er beschreibt eine Menge neuzeitlicher Einrichtungen, erzählt von seiner Saatgutvermehrung, vom Lehrbetrieb, von seiner selbstgebaute Schmiede, in der er die Arbeit eigenhändig verrichtete, von preisgekrönten Trakehner Stuten, von seinem Herdbuchvieh, 10–12 Kühen mit jährlicher Durchschnittsleistung von 4200 kg Milch. Das als Beispiel für viele.

Mancher Bauer, der für das Buch einen Bericht verfaßt hat, gehört zu denen, die erst um 1900 einen verwirtschafteten Hof oder einen Teil eines zwangsversteigerten Gutes übernahmen. Manch einer fand versumpfte Wiesen vor, Äcker, auf denen das Wasser stand, Heu, das man mit Holzschlitten auf höher gelegene Stellen zum Trocknen bringen mußte. Durch fleißiges Dränieren erreichte der Bauer dann vielfache Erträge. Kurz und sachlich berichtet eine Bäuerin aus der Elchniederung: „Mein Mann hat den Hof 1905 käuflich erworben, er war 64 ha groß, lag in einem Plan und befand sich in völlig heruntergewirtschaftetem Zustand. Es waren nur fünf halb verhungerte Kühe vorhanden. Durch große Mühe kam die Wirtschaft wieder hoch. Bis zur Vertreibung hatten wir die Gebäude in vorzüglichem Zustand gebracht. Der Viehbestand zählte durchschnittlich 28 Herdbuchkühe, einen Zuchtbullen und ca. 22 Stück Jungvieh. Davon wurden jährlich 1–2 Jungbullen und 6 tragende Sturken über die Herdbuchauktion verkauft. Auf Milch- und Fettleistung der Kühe wurde besonderer Wert gelegt.“

Beeindruckend in mehreren Berichten ist die Achtung, die Kinder ostpreußischer Bauern ihren Eltern entgegenbringen:

„Er verließ den Hof mit 80 Jahren. Er ist immer ein Vorbild an Schlichtheit, Korrektheit und Pflichterfüllung gewesen.“

„Diese Generation von Bauern hat nicht nur zwei Weltkriege mitgemacht und riesige Opfer und Entbehrungen auf sich nehmen müssen, sie haben nach der Vertreibung oft einen Berufswechsel zu verkraften gehabt. Sie hatten sich auch in ihrem Beruf mit großen naturwissenschaftlichen Veränderungen auseinandersetzen müssen, Belastungen, die noch keine Generation vorher erlebt hatte. Mein Vater konnte über seinen Hof nicht mehr schreiben. Seine Leistungen und das Bild von seinem Wirken und Leben werden mir immer ein Vorbild sein.“

Leute, steht auf

Zu jenen Zeiten, als noch mit dem Flegel gedroschen wurde, mußten Bauer und Gesinde früh aus den Federn. „Leute, steht auf, denn die Uhr ist schon drei!“ beginnt ein altes Dreschlied. Aber wie so vieles hatte auch das sich geändert. Für Arbeiter und Lehrlinge fing der Tag um sechs Uhr an. Die Melker allerdings mußten etwa um 4 Uhr heraus, der Weg von der Weide zur Meierei oder zum Frühzug, der die Milchkannen aufnahm, war lang.

Bauernfamilien, die einen kleinen Hof hatten und keine Instleute oder Schweizer beschäftigten, mußten selber melken und frühzeitig aufstehen. Nach den Kühen waren die Pferde dran. Bei Sonnenaufgang wurden sie vor Pflug, Egge oder Mistwagen gespannt. Auch nach Sonnenuntergang gab es allerlei zu tun. Die Arbeit ging in Ruhe vor sich und wurde rechtzeitig fertig.

Die ersten Frauen, die mit solchen Wünschen kamen, wurden für verrückt erklärt. Zur Zeit der Frauenbewegungen um die Jahrhundertwende schlossen sie sich unter Führung der jungen Gutsfrau aus Lamgarben, Kreis Rastenburg, zusammen. Es war Elisabeth Boehm, geb. Steppuhn, die im eigenen Haushalt und auf anderen Gütern erkannte, daß es den Landfrauen am Wissen fehlte, wenn sie ihre Garten- und Hühnerwirtschaft so vervollkommen wollten, daß sie Gewinn bringen und den Haushalt tragen konnten. Bisher war sich die Landfrau ihrer Verantwortung für die gesamte Volkswirtschaft nicht bewußt geworden. Es war Frau Boehms Idee, daß ihr Ziel nur durch Zusammenwirken von Landfrauen als Erzeugern und Stadtfrauen als Kunden zu erreichen war. So rief sie denn 1898 in Rastenburg zwei Stadt- und zwei Landfrauen zusammen. Elf andere fanden sich dazu und gründeten den Landwirtschaftlichen Hausfrauenverein, der sich bald in ganz Ostpreußen ausbreitete. Erstrebte wurden darin Fortbildung durch gegenseitige Belehrung, Ausbildung der Töchter in ländlicher Haushaltsführung, Gartenbau und Geflügelzucht, Steigerung der Erzeugung, Schaffung guter Absatzmöglichkeiten.

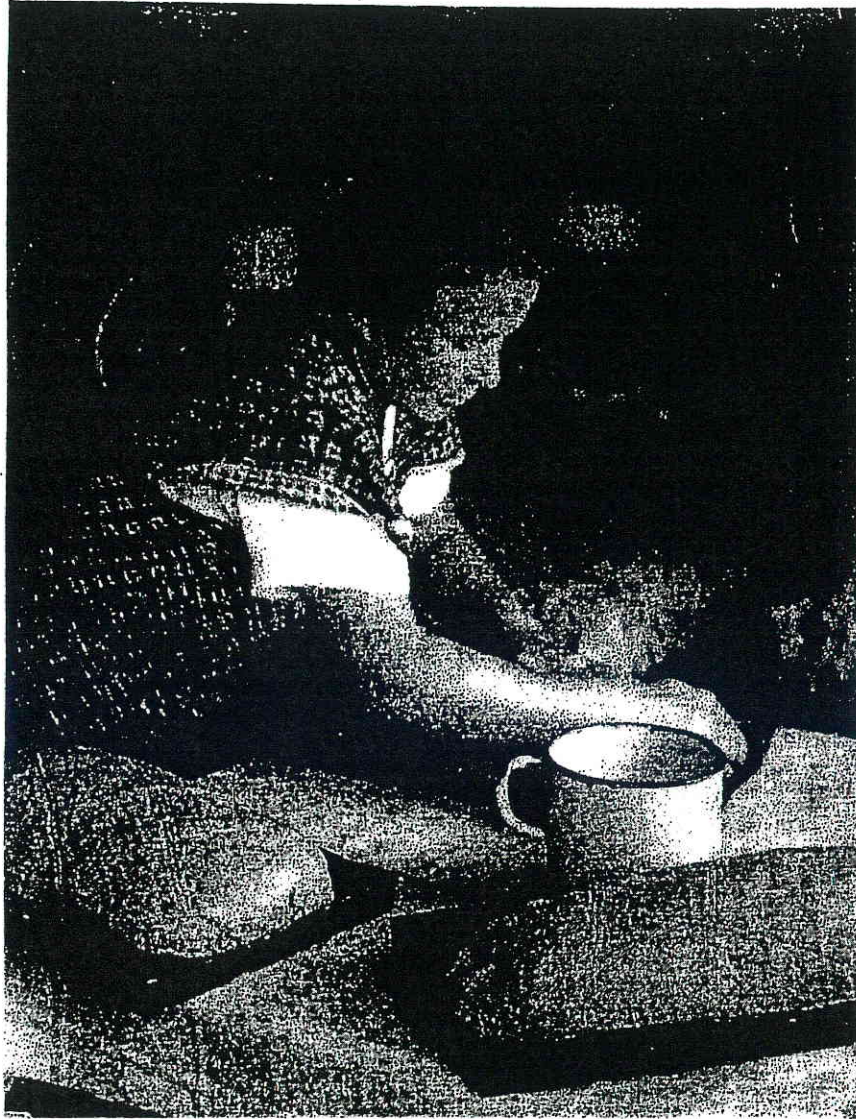
Eine mutige Tat in jener Zeit war die Gründung von Verkaufsstellen des landwirtschaftlichen Hausfrauenvereins in fast allen Städten Ostpreußens. Alle Waren, die da zum Verkauf kamen, mußten mit dem Namen der Erzeugerin gezeichnet sein. So wußte jeder Esser, wo seine Speise gewachsen war. Wir Königsberger sehnen uns heute noch nach dem Preyler und Steinbecker Roggenbrot, nach den frischen Eiern mit dem Bienenstempel.

Die Biene, das Abzeichen des landwirtschaftlichen Hausfrauenvereins, wurde mit Stolz getragen. Allmählich wuchs die Achtung der Männer vor den Erfolgen ihrer Frauen, besonders, wenn es vorkam, daß einem Bauern oder Siedler ein Pferd verunglückte, und die Frau konnte ihm aus der vollen Hühnerkasse ein neues kaufen. In den Verkaufsstellen wurden ja nur 10 % einbehalten. 4 % bekam die Verkäuferin, und wo Not am Mann war, stellten sich städtische Mitglieder, z. B. Frau Geheimrat Unterberger, selber hinter den Ladentisch. Gräfin Bülow-Grünhoff, organisatorisch hochbegabt, richtete Läden ein, fuhr herum und machte die Abrechnung. Es entstand ein neuer Typ der Landfrau, schlicht gekleidet, glatt gekämmt, klug, tätig und gütig, ob Schloßherrin, Bauern- oder Siedlerfrau.

In jedem großen Dorf, in jeder Stadt tagte der Verein, wählte für jedes Gebiet Beraterinnen aus, unternahm zu den ländlichen Mitgliedern Besichtigungsfahrten.

Während des I. Weltkrieges leistete der Landwirtschaftliche Hausfrauenverein Großes in der Versorgung der Lazarette und Flüchtlinge, in Lieferungen für den Neubeginn auf zerstörten Höfen. Unterdessen hatte der Landwirtschaftliche Zentralverein eine Frauenschule in Wehlau eingerichtet. Frau Boehm gründete 1912 die Landfrauenschule Metgethen, hauptsächlich mit Geldern des landwirtschaftlichen Hausfrauenvereins. Von dort war der Weg zu manchem hauswirtschaftlichen Beruf offen. Die landwirtschaftlichen Lehrerinnen, die hier ausgebildet wurden, übernahmen dann Mädchenklassen in den bäuerlichen Winterschulen aller Kreisstädte, berieten die Bäuerinnen und beaufsichtigten die Lehrstellen für Hauswirtschaftslehrlinge.

Erste Direktorin der Metgether Schule wurde Irene Freiin von Gayl. 1923 übernahm sie das Frauenreferat in der Landwirtschaftskammer Ostpreußens. Während ihr Bruder neue Siedlungen schuf, sorgte sie für Ausbildung und Beratung der Siedlerfrauen. Die ländliche Berufsausbildung erfaßte viele damals arbeitslose Mädchen und war in Ostpreußen vorbildlich für alle Teile des Reiches.



Bäuerin beim Brotbacken

ihre Frauen den Wunsch äußerten, etwas dazulernen, damit ihr Haushalt, die Gärtnerei und die Hühnerwirtschaft unabhängig von der Kasse des Mannes und unabhängig von seinem Wohlwollen bestehen konnten.

Zum Markt oder zum Einkaufen fuhr der Bauer mit Kutsch- oder Kastenwagen, im Winter mit den Klingschlitzen ins nächste Städtchen. Da mußten Austeilen besorgt werden, Melkerfett, Hufstollen oder Zaunzwingen. Beim Sattler wurde angesprochen, der Töpfer wurde bestellt, denn es war Zeit, im Wohnhaus und im Insthaus die Öfen und Herde nachzusehen. Vielleicht gab es im Krug eine Sitzung der Rafffeisen- oder Molke-reigenossenschaft, vielleicht auch beim Landwirtschaftlichen Verein. Da saßen Bauern und Gutsbesitzer bei einem wärmenden Getränk zusammen und tauschten ihre Erfahrungen aus. Ehrenämter übernahmen die Fähigsten, nicht diejenigen, die das größte Stück Land besaßen. Auch das Bürgermeisteramt im Dorf, zu dem manchmal mehrere Nachbargüter gehörten, bekam vielerorts ein Bauer, in dessen Anordnungen die Gutsbesitzer sich fügten. Im Dorfkrug gab es winterliche Vergnügungen, das Feuerwehrfest, das Frauenvereinsfest, das Kriegerfest, im Sommer auf einer abgeernteten Wiese das Turnier des ländlichen Reitervereins.

Wochenlang freute sich die Jugend auf diese Vorhaben. Sinnen und Trachten des Bauern und seiner Frau kreisten um den Hof. Reisen verlockten sie nicht, der Hof brauchte sie immer. Arbeitszeit und Freizeit war eins für sie. Auch beim Sonntagnachmittagsspaziergang mit Kindern und Gästen sahen sie nach Feldern und Vieh. Langsam und in Schlangenlinien ging der Bauer, gestützt auf seinen Eichenstock mit dem Distelstecher durch die Weidegärten. „Ach nei“, klagten einmal zwei junge Bauern-töchter, „mit dem Vaterchen spazieren gehn, das hält doch keiner aus. An jeder Distel bleibt er stehn, bis er sie ausgegraben hat, zu jedem Kuhfladen rennt er und verspritzt ihn über die Weide. Der meint, am Sonntag verspritzter Mist bringt doppelten Segen.“

Ein Menschenschlag und viele Typen

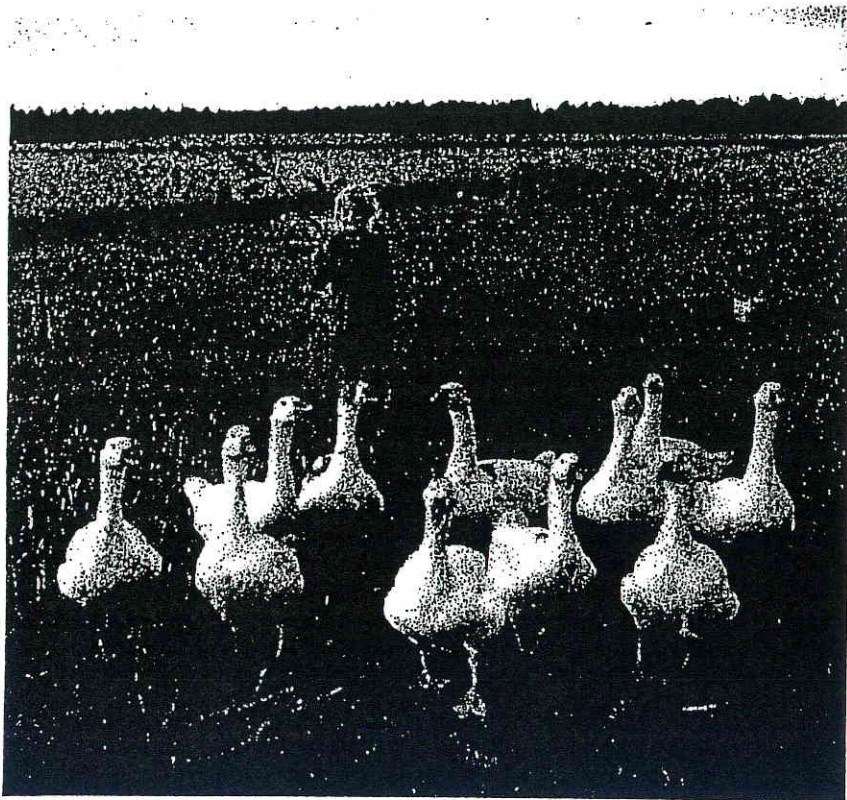
Die Strebsamkeit vieler Bauern machte Ostpreußen trotz seiner kurzen, heißen Sommer, trotz der Auswinterungsschäden zur Kornkammer Deutschlands. Daß diese Strebsamkeit nicht allgemein war, konnte man in manchen Dörfern beobachten. Es wird berichtet, daß ein masurischer Bauer den Rat bekam, seine Kartoffeln in großen Mengen zu verladen, statt sie zweimal in jeder Woche zentnerweise auf den fernen Markt zu kutschen.

„Aber wo doch“, widersprach der Bauer, „wenn ich nu alles auf einmal loswerde, mit was soll ich denn auf den Markt fahren?“

Auch er gehört in seiner Ruhe und Gemütlichkeit zu den ostpreußischen Typen.

Man kann schwer ein Bild des ostpreußischen Landmenschen zeichnen, wenn man versucht, seine Eigenschaften darzustellen. Die Ostpreußen waren verschiedener Herkunft und verschiedener Art, der eine rasch, der andere langsam, dieser schweigsam, jener schabbrig. Es gab Gefühlvolle und Nüchterne. Zärtlich war nicht nur Suleyken, empfindlich nicht bloß der Niederunger. Manches gute Arbeitsverhältnis, manche Freundschaft zerbrach an einem mißverstandenen Wort. Gern rettete man sich dann in scherzhafte Schimpfwörter, die keiner übelnahm.

Im allgemeinen war unser Landmensch sehr verträglich: „Was soll ich mir streiten?“ Verlässlichkeit, Gemütsruhe, Ausdauer und Humor gehörten zu den Wesenszügen der meisten ostpreußischen Dorfbewohner. Allen gemeinsam war die Liebe zum Tier, besonders zu Roß und Reiterei.



Gänsehüten in Masuren

Wer ein Pferd schlug, bekam selber Prügel, wer den Hund hungern ließ, mußte vor leerem Teller sitzen.

Mancher städtische Akademiker vermißte beim Bauern geistige Interessen, ohne zu merken, wie reich seine Kenntnis der Tier- und Pflanzenwelt war, der Boden- und Wetterkunde, oft auch der Orts- und Familiengeschichte. Er schöpfte sein Wissen aus der Lebenserfahrung. Theorie und kalte Gelehrsamkeit mochte er nicht. Väter, Mütter und Großeltern konnten lange Geschichten erzählen, wußten Spiele, Späße und Rätsel in ihrer Mundart, hatten für jede Lebenslage einen tröstenden Spruch im Sinn.

„Krankheit, Verfolgung, Betrübnis und Pein“ hatten die Dorfnachbarn einander genähert. Bei Schneeverwehung und Überschwemmung wuchs die Hilfsbereitschaft. Im allgemeinen aber liebte man den Abstand. Es waren nur wenige, die gern auf Versammlungen gingen. Nicht nur in Streudörfern und Abbauten standen die Gehöfte weit auseinander. Auch die Straßendörfer waren nicht selten so gebaut, daß Seitenwege von der Straße zu den einzelnen Höfen führten.

Die Gräfin war im Haushalt tätig und half ihrem Mann im Büro, er war ja auch Bürgermeister. Für alte und kranke Leute des Gutes waren sie immer da, haben sie besucht und Sorge getragen, daß Ihnen geholfen wurde. Ostern und Weihnachten bekam jede Familie zusätzlich einen Zentner Weizen und Geschenke.

Weil ich mit dem ältesten Sohn Hans zusammen Geburtstag hatte, wurde ich stets aufs Schloß zum Mitfeiern eingeladen.“

Lange nach der Vertreibung noch konnte man ostpreußische Landwirte an der Art, wie sie an neue Aufgaben herangingen, erkennen. „So habe ich mir aber die ostpreußischen Großgrundbesitzer nicht vorgestellt“, sagte ein Pfadfinder, als er von einem Lehrgang in einer schwäbischen Jugendherberge erzählte, in der Wittig Freiherr von der Goltz-Mertensdorf und seine Frau sorgsam und schwungvoll als Herbergsetlern wirkten, „nein, so pfundige Herbergsetlern haben wir noch nirgends erlebt!“

DIE „BIENEN“

Ostpreußische Landfrauen

In der Frühzeit unseres Preußenlandes haben Frauen beim Gewinn der Nahrung, bei der Herstellung von Kleidern und Geräten nicht nur mit geschickten Händen, sondern auch durch künstlerische Gaben gewirkt. Als dann später auf Ritter- und Kapitelburgen nur Männer tätig waren, haben Frauen in den aufblühenden Städten das Leben der Familien samt dem ganzen Hausgesinde, die Gestaltung der Wohnungen und Gärten, Tierpflege und Heilkunst gemeistert. Auf den Bauernhöfen mußten viele Frauen außer in Haus und Stall auch auf den Feldern schwere Arbeit tun. Wenn die Männer ihre Dienste ableisten mußten, wenn sie von Fahrten oder Kriegszügen nicht zurückkehrten, lenkten Frauen allein die Wirtschaft und gingen beim Lehnsherrn arbeiten. Im Lauf der Jahrhunderte haben viele Frauen auf einem Bauern- oder Gutshof, in einer Mühle oder einem Krug allein die Wirtschaft geführt. Unter manchem Kaufvertrag in alten Akten finden wir weibliche Namen.

Wir wissen, daß Witwen zur Zeit der Preußenkönige Großes leisteten, denken wir nur an die Gräfin Truchsess-Waldburg, die in der Eichniederung Kanäle graben ließ und die Arbeit selber beaufsichtigte. Eine spätere Herrin von Rautenburg die Gräfin Keyserlingk, sammelte in Königsberg die größten Geister zu fruchtbaren Gesprächen. Kant, Hamann, Herder gingen bei ihr aus und ein. Jene Frauen, deren Männer dem Staate dienten, und die nur einige Sommermonate in ihren Landhäusern verbrachten, waren nicht das, was wir heute Landfrau nennen. Ihr Einfluß reichte jedoch bis in die kleinste Behausung der Dörfer hinein. Manche Sitte aus den Schlössern nahmen die Landleute an, manches Kulturgut aus dem Dorf entfaltete sich im Schloß. In wirtschaftlichen und heilkundlichen Fragen konnten einfache Landfrauen den jungen Schloßherrinnen gute Ratschläge geben.

Im 19. Jahrhundert schien jedoch das Wissen und Können der Landfrau nicht mehr auszureichen. Die Männer, die nun ihre wirtschaftlichen Kenntnisse durch Studien und gegenseitige Belehrung in landwirtschaftlichen Vereinigungen erwarben und ihre Höfe nach neuen Erkenntnissen verwalteten, waren verständnislos, wenn eines Tages auch

nicht, wieviel Dichter und Schriftsteller, wieviel Naturforscher und Familienkundler es unter den Gutsherren und ihren Frauen gab. Andere gingen ganz in der Wirtschaft auf, in Jagd und Reiterei. Auch dazu gehört Wissen und Können, Planen und Denken. Religiöse Bindungen waren in vielen Gutshäusern maßgebend für die Lebensart der Bewohner. Die Frauen besonders hielten Andachten und Sonntagsschule. Mit viel Phantasie verstanden sie es, große und kleine Feste auszurichten. Über die Liebe zur Kunst soll ein späterer Abschnitt erzählen.

Der Landwirt, ob er nun mit oder ohne Inspektor wirtschaftete, ritt früh über die Felder oder zum Förster in den Wald, besuchte die Handwerker, ging zu den Herden, besprach alle Ereignisse und Pläne mit Kämmerern und Tierpflegern. Er fuhr in die Stadt auf verschiedene Ämter, zu Besorgungen und Auktionen, bereiste andere Güter, wenn er einer ehrenamtlichen Körkommission angehörte oder etwas dazulernen wollte.

Papierkram mochten die meisten Landwirte nicht. Viele schlossen sich einer landwirtschaftlichen Buchführungsgenossenschaft an und überließen die Wirtschaftsbücher ihrer Frau oder Mutter oder einem Rendanten. Eine kleine Schreibstube genügte, auch für das größte Gut. Heute bestehen viele alte Gutshäuser in Mitteldeutschland nur aus Büros!

Gutsbesitzer, wie sie manche Witzblätter darstellen, waren bei uns eine Seltenheit. Da waren alte Junggesellen, über die es viel zu lachen, Originale, über die es viel zu erzählen gab. „Leuteschinder“, wie sie in Stadt und Land und in allen Berufen vorkamen, gab es unter den gutmütigen Ostpreußen nur selten. Sie schlugen nicht – wie in grauen Zeiten – mit Peitschen um sich. Sie waren immer zum Tadel aufgelegt, waren knauserig, wenn einer mit einer Bitte kam, kümmerten sich nicht persönlich um die Arbeiter, wußten nicht einmal, wie deren Kinder hießen. Solche Typen waren in der ganzen Nachbarschaft unbeliebt. Unter den jüngeren Landwirten waren sie gar nicht mehr zu finden.

Hier schildert Marion Gräfin Dönhoff den jungen Heinrich Lehndorff: „Vom frühen Morgen an war er pausenlos unterwegs auf seinem Besitz, prüfend, anregend, experimentierend. Da wurde gebaut, Weiden neu angesät, Unland urbar gemacht, und jedem, dem er begegnete, Arbeiter, Pächter, Fremder, ging das Herz auf, wenn der junge, gut aussehende Mensch ihm lobend oder tadelnd ein lustiges Wort zurief.“

So berichtet Erich Peter, ein Landarbeitersohn aus Gr. Schwansfeld, der jetzt in Süddeutschland Kraftfahrer ist: „Ich war 5 Jahre Gespannführer auf dem Gut, auf dem mein Vater Land- und Waldarbeiter war. Der Graf, dem das Gut gehörte, war jeden Morgen um 5 Uhr auf dem Hof anwesend und teilte mit dem Kämmerer die Tagesarbeiten ein. Tags fuhr er mit seinem 'Klapperwagen', zwei Pferden davor, zu seinen Arbeitern auf die Felder. Er hatte noch 4 Vorwerke zu besuchen. Bei den Arbeitern war er beliebt, weil er für jeden Verständnis aufbrachte und half, wo Not am Mann war. Seine Leidenschaft war Steine buddeln, ob große oder kleine. Eine Belohnung bekam derjenige, der ihm einen neuen Fund melden konnte. Die Steine ließ er hauen und damit die Wege pflastern.“

Die Arbeiterwohnungen waren bis 1933 primitiv, dann wurden 5 neue Häuser gebaut mit Wasserleitungen, und die alten Bauten wurden alle auch erneuert. Kinderreiche Familien litten an Platzmangel, aber wir waren zufrieden, auch ohne Bad im Hause.

Die Kriegsgefangenen wurden gut behandelt, bekamen Musikinstrumente und hatten so eine richtige Musikkapelle.

Franz Heinrich, Bauernsohn aus dem Samland, einer von zehn Geschwistern, berichtet über die dörfliche Nachbarschaft:

„Mir will doch scheinen, daß ostpreußische Nachbarschaft weit weniger als im Westen durchorganisiert, weniger vorberechnet war, sondern sich in persönlichen Formen vollzog, was zunächst als Nachteil gedeutet werden könnte, aber doch alle die großen Vorteile des natürlich Gewachsenen, des unmittelbaren Zugreifens und zugleich auch des feinfühligsten Respektes vor der Eigenpersönlichkeit des anderen in sich trug.“

„Wo weerscht denn bloß?“ fragt die Mutter den Vater, den sie nach Feierabend schon lange zum Abendbrot erwartet hat. „Ach, Mutter, bloß e bätke noahwerel!“

Und dann sagt Mutter nichts mehr, denn sie ist ja selbst nach der Vesperzeit drüben gewesen, um sich ein Kuchenblech zu leihen und ein bißchen zu plachandern.

Als Bauernkinder wurden wir frühzeitig in die Hof- und Feldarbeit mit eingespannt. Während wir aber nur von Fall zu Fall bei leichteren Arbeiten, zum Weiterfahren in der Aust, zum Niedertreten der Garbenlagen im Scheunenfach, zum Viehhüten, zum Distelstechen herangezogen wurden, weil Vater immer reichlich Instleute, Knechte und Mägde auf dem Hof hielt, wirtschaftete der Nachbar gewöhnlich mit den ältesten Söhnen und Töchtern ohne fremde Hilfe, und auch die jüngeren Geschwister hatten bereits in Hof und Stall ihr ständiges kleines Betreuungsgebiet. Sie waren uns immer dankbar, wenn wir ihnen beim Futterzurichten oder Stallreinigen halfen und sie auf diese Weise früher zum gemeinsamen Spiel freimachten.“

Das Bauernkind wuchs in den Hof und in die Arbeit hinein. Der alte Bauer dachte noch in der letzter Stunde an Acker und Vieh. Als ein ostpreußischer Landwirt im Sterben lag, richtete er sich zum letzten Male auf und sagte zu seinem Arzt: „Ich denk', lieber Doktor, Sie helfen mir jetzt in den Mantel. Wir wolln doch noch einmal zusammen durch den Kuhstall gehn!“

OSTPREUSSISCHE LANDARBEITER

Das hohe Lied des Landarbeiters

In den Hofbeschreibungen der Herdbuchgesellschaft finden wir immer wieder dankbare Worte über die Landarbeiter auf Bauernhöfen und Gütern. Oft werden sie namentlich genannt.

„Vielfältig waren die Voraussetzungen, von denen das Gelingen abhing. Eine von diesen war der ostpreußische Landarbeiter. Immer war zu beobachten, wie tief ihm die Liebe zu den Tieren eingewurzelt war, und wie selbstverständlich er die Verantwortung trug.“

„Fünfzehn Familien halfen durch Generationen, das Gut zu bearbeiten und zu fördern und bildeten mit unserer Familie eine feste Gemeinschaft, die heute noch zum Ausdruck kommt, wenn sie von 'unserem unvergeßlichen Gut' sprechen und schreiben.“



Marion Gräfin Dönhoff erinnert sich an ihre Kindheit in Friedrichstein: „Im Grunde waren es weniger Eltern und Erzieher, die den werdenden Menschen prägten, als das Hineinverwobensein in eine vom Praktischen her bestimmte Gemeinschaft. Alle waren sie Lehrmeister, unerbittlich strenge Lehrmeister.“

Es folgten Schilderungen, wie diese Lehrmeister – Kutscher, Stellmacher, Mamsell und Diener – die Kinder an Ordnung und verantwortliches Handeln gewöhnten, daß sie jedoch zu „Schutzpatronen“ wurden, wenn die Eltern von einer Dummheit erfuhr. Die „Herrschaftskinder“ liefen barfuß wie die Arbeitskinder, saßen zur Erntezelt auf der Hungerharke wie sie, holten sie zum Spielen in den Gutspark. Es gab keinen Neid um das Leben in der langen Zimmerflucht oder um das Essen an der hübsch gedeckten Mittagstafel, an der die Kinder zwischen vielen Gästen saßen und sich vom alten Diener, ihrem besten Freund, Kartoffelflinsen reichen ließen. Eher beneideten die kleinen Gymnasialisten aus dem Gutshaus ihre Freunde, die Landarbeiterjungen, weil die nicht in die Stadt zu fahren brauchten und mit vierzehn Jahren schon die Schulbank gegen den Pferderücken vertauschten.

Die „Krautjunker“

Das Leben im Landhaushalt – ob Bauernhof, Gutshaus oder Schloß – war arbeitsreich. Wer war nicht alles satt zu machen, wer nicht alles zu beherbergen? Monatelang waren Dränierer zu versorgen, von Februar bis Juli der Gestütswärter, jedes Jahr für mehrere Tage Sattler und Ofensetzer, das ganze Jahr hindurch Gärtnerlehrlinge oder elternlose Knechte. Einmal im Monat kam der „Schmandlecker“ (Milchkontrollassistent), zuweilen auch „Erdschmecker“ (Bodenuntersucher). Im Gutshaus hatte die Wirtin, früher „Mamsellchen“ genannt, für alle zu kochen. Hausmädchen oder Diener sorgten für den langen Eßtisch, für die Gutsbesitzerfamilie mit allen Kindern, Hauslehrer, Inspektor, Rendant und Gäste.

Meistens gab es für alle einfaches, kräftiges Essen, auf eigenem Boden gewachsen, und es schmeckte allen vortrefflich.

Im Sommer wurde der Eßtisch lang ausgezogen. Dann kamen Jagdgäste, Ferienkinder, alte Tantchen, die gern beim Erbsenauspahlen, Bohnenschabbeln oder Wäscheausbessern halfen. Der Tisch wurde immer länger, wenn sich noch Einquartlerung anmeldete oder eine Körkommission. Und wieviel Flüchtlinge aus Litauen und den ostpreußischen Grenzkreisen, wieviel ausgebombte Königsberger nahmen unsere Landhäuser im letzten Kriegsjahr auf? Damals wurden viele Höfe von Frauen bewirtschaftet. Ältere oder kriegsversehrte Landwirte beaufsichtigten – oft mit weiten Ritten oder Fahrten verbundene mehrere Bauern- und Gutswirtschaften.

Seit Beginn des Industriezeitalters bildeten sich im Bürgertum der Großstädte außerhalb Ostpreußens Vorurteile über den „Rittergutsbesitzer“, den „Grundherrn“, den „Großagrariar“, den „ostelbischen Krautjunker“, der nichts anderes tut als Karten spielen, das Wild abschießen und die Arbeiter mit der Reitpeitsche antreiben. Romane und Filme unterstützen dieses Bild. Solche Vorstellungen zeigen völlige Ahnungslosigkeit, was die einstigen Verhältnisse in der ostdeutschen Landwirtschaft betrifft. Unter den Gutsbesitzern konnte man ebensoviel verschiedene Typen entdecken wie unter den Bauern. Auch sie verspottete man wegen Mangels an Geist und Wissen. Man ahnte

Tür mit dem ausgesägten Herzen, durch das man sehen konnte, ob frei oder besetzt. Hier und da zeigten sich Anfänge für besseres Wohnen. Es gab unterkellerte Drel- bis Vierzimmerwohnungen, in einigen Fällen sogar mit Zentralheizung.

Mehrere Jahre vor der Vertreibung setzte sich eine junge Gutsbesitzerin aufs Rad und suchte einen Hof nach dem andern auf, um beispielhafte Landarbeiterwohnungen kennenzulernen. Bei Siegfrieds in Skandlack waren gerade mehrere schmucke Insthäuser eingeweiht. In Ponarien standen die neuen, bunten Häuschen malerisch am Seeufer. Gräfin Groeben zeigte mehrere Wohnungen und sprach mit den zufriedenen Frauen.

Nach dem Kriege wurde bekannt, daß beim Einbruch der Roten Armee eine Instfamilie die Gräfin aufgenommen und monatelang bei sich beherbergt und gepflegt hatte, bis die Rotarmisten doch die Gutsherrin in ihr vermuteten und sie erschossen.

OSTPREUSSISCHE GUTSBESITZER

Das „Patriarchalische Verhältnis“

Das sogenannte patriarchalische Verhältnis zwischen Bauern und Knechten, Gutsherrn und Landarbeitern, das sich in allerlei althergebrachten Sitten und Anreden zeigte, ist oft genug falsch ausgelegt worden. Hier war nichts von „Unterdrückung“ und „Unterwürfigkeit“. Walter Görlich nennt das Verhältnis zwischen Besitzer- und Landarbeiterfamilien in Ostdeutschland „eine echte Arbeits- und Lebensgemeinschaft mit natürlicher Ehrfurcht“.

Wie wir aus unserer Geschichtsbetrachtung sehen, bestand in früheren Jahrhunderten die Sorgspflicht des Gutsherrn für die erbuntertänigen Bauern. Später, als es nur noch freie Bauern gab, galt die Sorgpflicht den Landarbeiterfamilien. Sie verringerte sich, als die Sozialversicherungen eingeführt wurden, als Gemeindegewerkschaften der Gutsfrau die pflegerischen Aufgaben abnahmen. Doch blieb es selbstverständlich, nicht nur in abgelegenen Ortschaften, daß sich die Gutsfrau oder Großbäuerin um Kranke und Wöchnerinnen kümmerte, ihnen in den Insthäusern das Essen brachte, daß sie im Notfall sogar Hebamme spielte. Was überall weiterbestand, war gegenseitige Anteilnahme und Hilfsbereitschaft. Im übrigen waren die Instleute freizügig und bestimmten selbst über ihr Familienleben und die arbeitsfreie Zeit.

Einige Zitate mögen verdeutlichen, wie das „patriarchalische Verhältnis“ nicht bloß als väterliche, sondern auch als mütterliche, manchmal auch kindliche Beziehung gesehen werden kann.

Jahrzehnte nach der Vertreibung zeigte ein Landwirt aus Natangen im Ostpreußenblatt den Tod seines einstigen Kämmerers an und nannte ihn seinen „väterlichen Freund“. Hier ist das patriarchalische Verhältnis umgekehrt, und das war es oft genug, denn die alten Arbeiter kannten ja ihren Herrn von klein auf.

„Oft habe ich mir bei der alten Mine Rat und Hilfe geholt“, erzählt eine Landfrau in ihrer Chronik, „die feste Verbundenheit mit den Leuten war wohl ein Grund für das Gefühl der Geborgenheit, das ich immer hatte.“

„Der größte Teil der Deputanten war auf dem Gut geboren, mit manchen bin ich in die Dorfschule gegangen. So konnte man sich gut, kam gut aus miteinander, und ich konnte mich auf sie verlassen.“

„Ich möchte an dieser Stelle nicht unterlassen, das hohe Lied des alten, angestammten Landarbeiters zu singen. Ich war während des Krieges eingezogen, und so ruhte die ganze Last der Verantwortung auf den Schultern meiner Frau. Da kamen meine treuen Männer eines Tages zu ihr und erklärten, sie solle sich ja keine Sorgen machen, sie würden alles dran setzen, daß es so geht, als wenn der Chef zu Hause wäre. Als meine Frau mir dieses mitteilte, bedeutete mir das mehr als jede höchste Auszeichnung. Sie haben bis zum letzten Augenblick treu zu ihren Worten gestanden.“

„Auch heute sind die Fäden nicht abgerissen. In Dankbarkeit gedenken wir daher all der treuen Mitarbeiter, die mit uns Freud und Leid geteilt haben, bis für uns alle die Stunde des Abschiednehmens schlug.“

Vertrauen und Verantwortung

Lange vor dieser Abschiedsstunde schon schrieb Walter v. Sanden über seine Arbeiter im einzelnen wie im allgemeinen:

„In seinen ehrlichen, klugen Augen lebte ein großes Wohlwollen für uns und unsern Betrieb. Der Vorzug, solche Arbeiter zu haben, ließ sich durch nichts ersetzen.“

„Kein Mensch kann in ihn gesetztes Vertrauen und ihm übertragene Verantwortung mehr rechtfertigen und danken als der einfache Arbeiter. Es hat mich oft beschämt, wie empfänglich er dafür ist, und welche Umsicht, Tüchtigkeit und welches Können in diesen unverbrauchten, alsdann sich entfaltenden Kräften lebt.“

Aus dem an Kunstschätzen reichen Landschloß Schlobitten im Oberland wird berichtet:

„Jede Gleichmacherei wurde abgelehnt, und doch gab es Freiheit und Brüderlichkeit. Die offenen Türen des Schlosses – jedem Schlobitter zugänglich – waren das Sinnbild des Vertrauens. Nie wäre es uns in den Sinn gekommen, auch bei längerer Abwesenheit, die Gold- und Silbersachen zu verwahren und Bestecke, Kannen und Schlüssel oder auch nur Zigaretten einzuschließen.“

Als nach 1918 die Landarbeiter von einer Kreisstadt am Haff aus zum Streik aufgerufen wurden, und eines Morgens zu Hause blieben, fütterten Gutsherr und Inspektor selber die Pferde, schirrten jeder ein Gespann an und begannen mit dem Pflügen. Es ging nicht so schnell voran, wie wenn sieben geübte Gespannführer die Arbeit verrichten. Am folgenden Morgen waren alle Arbeiter wieder da.

„Na, Herrke, dat ward doch nuscht ware!“ sagte der eine, „loate S' mi man opp't Peerd. Wi wille doch im Sommer wat to auste hääbe!“

Selbstbestimmung – Mitbestimmung

Walter v. Sanden gibt Gespräche auf seinen Gutshöfen wieder:

„Der Oberschweizer stand unter seiner Kuh auf, wischte sich die mit Melkfett eingeriebenen Hände an seiner Schürze ab, kam auf mich zu und gab mir wie immer vertraulich die Hand. Schulz war eine Perle in seinem Beruf, ebenso wie Hauser in Guja, wenn er auch kein echter Schweizer war wie jener.

'Wie geht denn alles in der Herde, Schulz?'

'Ganz gut, Herr von Sanden, gesund ist alles. Aber zwei Sachen habe ich auf dem Herzen. Das erste ist, daß wir hier statt vierzig Kühe siebzig haben müßten. Die Wiesen ernähren so eine große Herde, der Stall reicht ebenfalls aus, wenn ein paar kleine Änderungen gemacht werden.'

'Unsere Pläne treffen zusammen, Schulz. Nur eins mache ich zur Bedingung. Jeder Boden bringt die für ihn passenden Tiere hervor. Alle Mütter müssen an Ort und Stelle gezogen sein.'

'Genug Starke haben wir, Herr von Sanden. In einem Jahr ist die Herde voll. – Nun kommt der zweite Punkt. Der wird vielleicht schwieriger sein.'

Ich nickte ihm ermunternd zu.

'Mit Lohn, Wohnung und sonst bin ich zufrieden. Aber in meinem Fach muß ich mehr Selbständigkeit haben. Der Kämmerer versteht seine Sache, in die ich ihm nicht hineinrede, und ich verstehe meine, und da soll er mir nicht Anordnungen geben.'

'Ja, aber Schulz, einer muß auf dem Hof an des Herrn Stelle stehen.'

'Das soll er auch. Bloß um die inneren Angelegenheiten meiner Herde braucht er sich nicht zu kümmern. Bei den Arbeiten in der Wirtschaft, die mit der Herde zusammenhängen, wie Rüben fahren, Stroh und was da sonst noch ist, kann er die Einteilung machen.'

'Dann ist es gut, Schulz. In der Behandlung Ihrer Herde sollen Sie selbständig sein, das werde ich Schulz sagen, und er wird es verstehen.'

„Zolleck war einer von der alten Art, der nur Plattdeutsch sprach. Wir taten es auch gern.

'Gun Dag, Zolleck, wie geht denn hier dat Pleege?'

'Gun Dag, Herr von Sanden, gun Dag, gnädge Fru! Wenn aller hier so leicht nicht goane wie dat Pleege, denn wer dat got. Awer op dem Schischkesand wachst ja nuscht. Weetes, gnädge Fru, wat hier fehlt? Dem ganze Ackerstriemel to Wold moake, wat he in ole Tiede ok gewese es.'

Zolleck ging um seinen Pflug, nahm den Schlüssel und stellte ihn tiefer.

'Hü!' sagte er und pflügte los. Unter der flachen Ackerkrume kam fast weißer Sand durch. 'Prri!' sagte Zolleck und sah sich um. 'Na, gnädge Fru, wat sägges äwer nanu? Eck sägg Enne, dat dat hier nich to Acker daugt. Besettes dat met Fichte on Eeke, denn ward wat ware.'

Die blühenden Gärten an den Insthäusern waren der ganze Stolz der Frauen. Sie lieferten farbenprächtige Blumen für Girlanden und Marschallsträuße, wenn es im Sommer oder Herbst ein Familienfest gab. Überhaupt – Feste feierte man gern. Bäuerin, Gutsfrau, Hausmädchen und Lehrlinge waren schon Tage vorher mit Kuchenbacken und Nähen von Theaterkostümen beschäftigt. Alle Familien waren geladen, groß und klein. Austbier und Fastelabend wurden seit Jahrhunderten gefeiert, allen zur Freude und, wo man die Bedeutung alter Gebräuche noch kannte, in der Hoffnung auf reichen Ernteseegen.

Nach dem Landarbeitertarif bekam jeder Instmann freie Wohnung, freien Stall, Futter und Weide für eine Kuh, jährlich etwa 30 Zentner Getreide, Hausgarten, Kartoffel- und Rübenacker, nach Ruten und Fuß gemessen, mindestens 7 rm Brennholz, dazu einlge Fuder Strauch, an manchen Orten auch Briketts. Schafhaltung war besonders in Kriegsjahren beliebt.

Der Barlohn war sehr gering. Er betrug für den Mann im Winter 15,50 RM, im Sommer 23,– RM. Treckerfahrer und Gespannführer erhielten eine kleine Zulage. Waldarbeit wurde zusätzlich nach Leistung bezahlt.

Hofgänger bekamen je nach Alter 10,– bis 35,– RM monatlich. Dazu gab es Getreide und in letzter Zeit Ausspeisungsgeld und einen Jahreslohnzuschlag zwischen 48,– und 96,– Reichsmark. Nur wenig höher als der Lohn der Instmänner lagen Deputat und Barlohn für Kämmerer und Gutshandwerker. Für sie gab es das Jahr hindurch monatlich 30,– oder 40,– Mark und Futter für eine zweite Kuh. Gärtner und Förster bekamen außerdem Verkaufsprozente.

Am besten standen sich Melker, Schäfer und Schweinemeister mit ihrem Leistungslohn und Anteilen bei jedem Verkauf auf der Auktion oder beim Viehhändler.

Versuche, auch die Feldarbeiter am Gewinn zu beteiligen, scheiterten daran, daß die Erträge der Äcker nicht nur vom Fleiß, sondern hauptsächlich vom Wetter abhingen. Nicht jedes Jahr gab es Gewinne, und gerade verlustreiche Jahre brachten den Arbeitern viel Mühe. Der Aufstieg zum Kämmerer war ein freiwilliger. Ein Instmann, der sich für diesen Posten für geeignet hielt, konnte es damit versuchen. Die Kämmerersöhne übernahmen ein Gespann oder lernten ein Handwerk. Besonders lernbegabte Söhne von Kämmerern oder Handwerkern wie auch mancher Bauern gingen von der Dorfschule auf die Präparandenanstalt und anschließend aufs Lehrerseminar. So kam es, daß die meisten Dorfschullehrer selber vom Lande stammten und sich mit ihren Schulkindern gut verstanden.

Die alten Rentner, gleich, ob sie auf dem Hof noch weiterarbeiteten oder nicht, bekamen, ohne daß es verlangt wurde, eine mietfreie Wohnküche, Hühnerstall und Brennholz. Sie saßen gemütlich am Fenster hinter ihren Geranientöpfen und freuten sich über jeden Besuch. Manchem alten Paar wurde von der Gutsbesitzer- oder Bauernfamilie die goldene Hochzeit ausgerichtet.

Für die Größe der Instwohnungen gab es keine Vorschrift. Hier lag noch manches im argen. Es war erstaunlich, wie gut sich die großen Familien in Küche, Stube und Kammer vertragen und wie dankbar sie für jede Neuerung waren.

Außer in ganz weit abgelegenen Ortschaften bekamen die Insthäuser um 1923 elektrischen Strom. Doch gab es selten sanitäre Anlagen. Man holte Wasser von der Pumpe oder aus dem Krängelbrunnen, man ging ins hölzerne Häuschen durch die klabastrige

De gode, lewe Mutter! Wat kunn se spoare! Un wat wör se ön Jöldsache ackroad. Wie öck denn späder sölvst vardeent un är denn mengsmoal ut de Stadt wat metbringe mußd, leet se mie keinmoal betoahle.' Jeder bruukt öt Sienijel' wör är Wort.

Doabie wör döm Voader sien Lohn doch man knapp, un wi were sechs Kinder tohus. Öck weet nich, dat de Mutter eenmoal möt Jöld ön Varläjenheit wör. Jöld hadd se ömmer. 'E Spoargrosche mott tohus ligge, man kann nich weete, wat kömmt!'"

Titulaturen und Tarife

„Deputat“ ist kein schönes Wort, aber ostpreußisch ausgesprochen klingt es uns Land-leuten vertraut. Nach dem I. Weltkrieg tauchten im Tarif für die Ostpreußische Landwirtschaft neue Berufsbezeichnungen auf. Der Schweizer hieß nun „Melker“, der Instmann „Deputant“, der Knecht „Gespannführer“, die jungen Scharwerker „Hof-gänger“. Diese Bezeichnung wich im neuen Tarif vor dem II. Weltkrieg den bekannten Ausbildungsstufen „Lehrling“ und „Gehilfe“. Gespannführer konnte ein Instmann oder Hofgänger sein. Das Wort „Knecht“ blieb bei den Landarbeitern üblich. Von altersher bedeutete es Ritter (engl. „knight“), später auch Reiter und Pferdepfleger. Lieder und Gedichte, in denen der „Knecht“ als Sinnbild der Schwäche und Unterwürfigkeit dient, fanden die Knechte dumm oder gar kränkend. Jeder war stolz auf sein Können und auf „seine Pferde“.

Wenn ein junger Bursch mit sechzehn Jahren kräftig genug war, wurde ihm schon ein Viergespann anvertraut. Im letzten Jahrzehnt vor 1945 schlossen die Vierzehnjährigen mit ihrem Bauern oder Gutsherrn einen Lehrvertrag ab und machten nach zwei Jahren die Prüfung als Landarbeitsgehilfen. Anschließend konnten sie mit einer Landwirt-schaftslehre beginnen. Einmal in der Woche wurden Burschen und Mädchen für die Fortbildungsschule beurlaubt.

Die Verpflichtung, einen oder mehrere Hofgänger zu stellen, konnten die Instfamilien leicht erfüllen, wenn ihre vielen Kinder herangewachsen waren. Schwierigkeiten hat-ten die jungen Paare, deren Kinder noch klein oder im Schulalter waren. Manche nahmen einen jungen Verwandten aus der Stadt als Hofgänger ins Haus. Der mußte die engen Stuben mit der Familie teilen, ein Grund für viele Landwirte, diese Verpflichtung für junge Familien fallen zu lassen.

Auf dem Hof arbeiteten die jungen Burschen gewöhnlich, bis sie zum Militär eingezogen wurden. Mancher blieb Soldat, wurde Unteroffizier und konnte nach 12 Jahren die Beamtenlaufbahn einschlagen. Andere kamen zurück, heirateten und zogen in eine Instwohnung.

Die Mädchen, sofern sie nicht einen Hausarbeitslehrvertrag abschlossen, waren Hof-gängervom 15. bis 18. Lebensjahr, gingen dann in einen Haushalt „dienen“ oder lernten einen Beruf wie Schneiderin oder Krankenschwester.

Die meisten heirateten ihren langjährigen Schatz, bekamen für⁴ bis zwölf Kinder und besorgten ihre Wirtschaft mit allem Viehzeug, mit Brotbacken, Wäsche, Garten und etwas Acker. Daß Landarbeiterfrauen beim Bauern arbeiten gingen oder auf dem Guts-hof, wurde immer seltener.

Meine Mutter lachte und sagte: 'Zolleck, towat häbbes ons dat nich längst vertellt? Se send all so old, weete Bescheed on sägge nuscht.' 'Gnädge Fru, wenn eck Se op gode Enfall bring, kemmt denoh de Spekter on säggt, eck soll noa minem Zoch kicke on nich kloogschiete.'

'Zolleck', sagte ich, 'wie vertelle nuscht. Äwer Wold ward dat hier.'"

Alltag auf dem Gut

„Klimmbimmbimm, klimmbimmbimm, der Kämer, der klingert ...“ Sechs Uhr. An den Türen der Insthäuser stehen Männer und Mädchen, schultern Sensen, Hacken oder Schaufeln und setzen sich beim letzten Glockenschlag gemächlich in Bewegung.

Früh um 5 schon hatte der Kämmerer ans Fenster geklopft: „Morj'n, Radtke, nimmst dem Spoadem, jaist am Schmandweg Fohr schuffle. On de Frieda on de Erna, dee motte am Kattepusch hinderer Drill goahne.“

So hatten es Männer und Mädchen schon erwartet. Was getan wird, bestimmt weder der Gutsherr noch der Inspektor noch der Kämmerer, sondern der Petrus. Nur einge-teilt muß alles werden. Die Knechte haben schon früh ihre Pferde gefüttert. Jeder ist stolz auf sein Viergespann und wetteifert mit den andern. Wessen Pferde sind wohl die kräftigsten und blanksten? Keiner hat ein schlechtes Gewissen, wenn er mal extra ein Bund Klee erwischt oder ein Paar Hände voll Hafer „einfuppt“ und seinen Pferden den Raub zusteckt. Aber so ganz einfach ist das nicht. Der große Speicherschlüssel hängt im Gutshaus in der Schreibstube. Um ½6 Uhr schließt die Rendantin den Speicher auf. Wehe, wenn sie verschlafen hat! Dann gibt es vor ihrem Fenster ein Pfeifkonzert. Der „Speichermajor“ hat schon am Abend vorher das Pferdefutter eingesackt und abgewo-gen. Die Gespannführer werfen ihre Pungel über die Schulter und gehen in den Stall, je-der an seinen Futterkasten.

Der „Kämer“ hat angesagt, ob Leiterwagen oder Hehlwagen, Pflug oder Egge ange-spannt werden. Wenn der Schlag, auf dem gearbeitet wird, weit weg liegt, klettern Män-ner, Jungen und Mädchen auf einen der Leiterwagen. Los geht es dann in scharfem Trab. Auch der Kämer fährt mit. Er teilt die Reihen ein zum Hacken oder Miststreuen und achtet darauf, daß keiner pfuschert. Um acht sagt er „Kleinmittag“ an. In den Ferien bringen lauter Kinder das zweite Frühstück aufs Feld, sonst aber müssen die Mütter kommen.

Die haben schon viel getan heute: auf der Deputatweide oder im Stall ihre Kühe ge-molken, gehacktes Strauch in den Herd gesteckt und Kaffee gekocht, Schweine und Hühner gefüttert, Wasser gepumpt, vielleicht auch schon die Stube oder Kammer ge-wischt. Nun sitzen all die Muttersch neben ihren Männern und Kindern am Grabenrand. Jeder Arbeiter bekommt eine Flasche mit Kornfrank-Kaffee und eine ins Kreisblatt ein-gewickelte Schmalzstulle, fingerdick geschnitten vom großen, selbstgebackenen Roggenbrot.

Der Kämmerer zieht seine Uhr aus der Tasche, es geht weiter. Auf den großen Acker-schlägen sind die Reihen lang. Die vierzehnjährige Erna bleibt manchmal zurück, so sehr sie sich anstrengt, mitzukommen. Eins von den großen Mädchen wechselt schnell in ihre Reihe herüber und gräbt oder hackt für die Kleine ein Stück voraus.

Zu Pferde oder mit dem Einspänner kommen Gutsbesitzer und Inspektor, begrüßen die jungen Arbeiter und beratschlagen sich mit dem Kämmerer. Wenn um ½12 die Glocke läutet: „Tom Eete, tom Eete, ju fule Beestkretel! Wat jiff et to eete? Kartoffel met Gräte!“ – sitzen schon alle Arbeiter zu Hause um den Küchentisch am Fenster. Auf der Glanzdecke stehen Teller und Kuffeln bereit. Was mag es heute geben? Kartoffelkeilchen mit Splrkeln oder Schmandhering?

Nachmittags um eins steht alles vor den Türen, bereit, beim Klingern aufs Feld zu gehen. Kopftücher und Mützen, lange Strümpfe, lange Hosen, lange Ärmel schützen vor Sonnenbrand. Werden im warmen Malregen Wruken und Rüben gepflanzt, sind die Kleider zum Auswinden naß. Wenn es sonst mal regnet, sitzen die Mädchen im Trocknen an den Spelcherluken, flicken Säcke mit „Zodderband“ und singen lange Lieder. Um ½4 klingelt es zur Vesperpause. Kleine Geschwister oder Nachbarkinder kommen barfuß den Feldweg entlang, eine ganze Schar. Aus ihren Körben holen sie Kaffee- flaschen und Marmeladenbrote. In der Erntezelt kommt die Gutsfrau mit ihrem Einspänner Saft austeilten. Die Beerensträucher im Garten haben gut getragen.

Abends – im Sommer um 7 Uhr, in den anderen Jahreszeiten je nach Sonnenuntergang zwischen 2 und 6 Uhr – ist alles wieder zu Hause. Nur die Knechte haben noch zu tun. Sie und mehrere kleine Jungens, darunter zweijährige Steppkes, reiten mit klirrenden Ketten am Gutshaus vorbei zur Schwemme. Erfrischt kommen die Pferde in den Stall zurück.

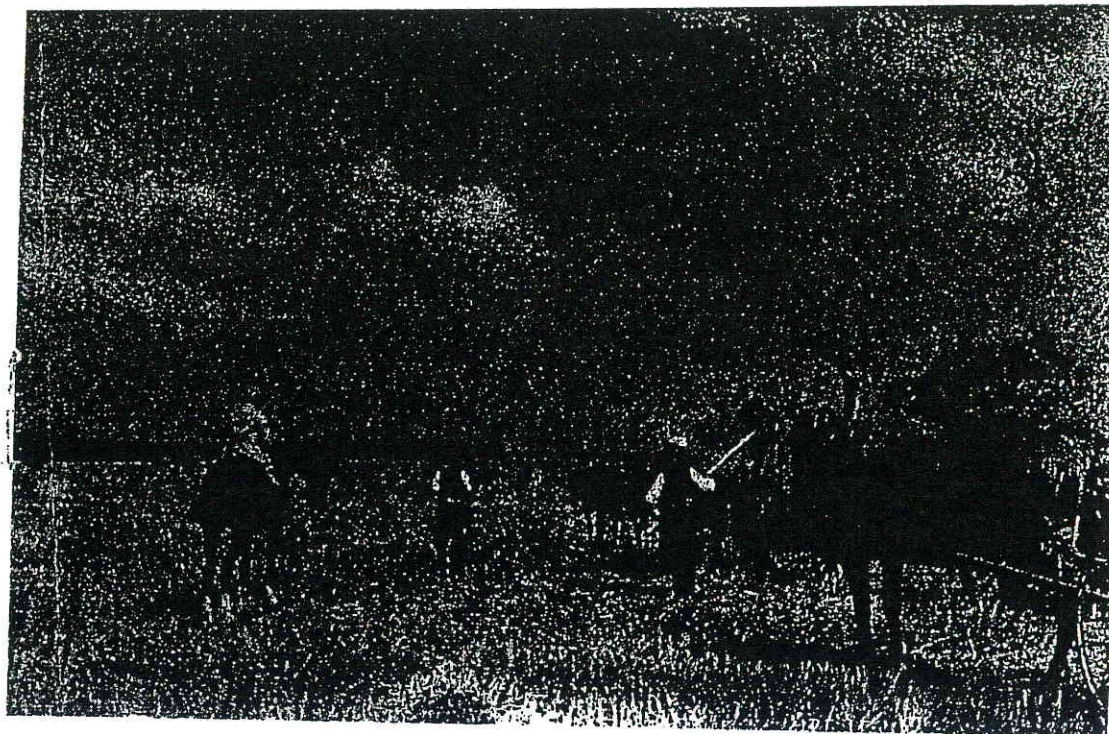
Zum Abendessen gibt es Klunkermus oder Schlichtmus, hinterher Bratkartoffeln. Wenn es draußen warm ist, sitzen dann die Eltern auf der Bank neben der Haustür, einer von den Burschen spielt Handharmonika, junge Paare und kleine Schulmarjellen tanzen, bis es dunkel ist.

An langen Winterabenden sitzen große und kleine Mädchen auf der Ofenbank, striken Strümpfe und Handschkes, Mutter stopft und flickt, Vater reitet auf der Schneidebank, arbeitet an einem Paar Klotzkorken. Die Jungens sitzen um den Tisch unter der Lampe und spielen Schafskopf oder Sechsendsechzig. Eltern oder Kinder erzählen ein paar Wippchen und Spukgeschichten. Der Vater geht mit der Laterne in den Stall „ableuchten“. Dann alle in die Federbetten!

In der Küche schlafen die Eltern, in der Stube die Töchter, in der Kammer die Söhne – zu zweit in großen Holzbetten mit gedrechselten Pfosten. Die Wände sind geweißt und haben mit Rollen und Farblappen ein buntes Muster bekommen. Da hängen Bilder aus der Soldatenzeit, Patenzettel mit frommen Sprüchen, Fotos der Großeltern, Öldrucke mit Elfen und Kindern in blühenden Gärten.

Deputatausgabe

Einmal im Monat kommen ganz spät noch 2 Gespanne aus der Mühle. An jeder Haustür laden die Knechte Mehl- und Schrotsäcke ab. Am Tag vorher war Deputatausgabe. Die wird rechtzeitig angesagt. Alle Frauen kommen mit Handwagen und Säcken vor die Schrelbstube. Einzeln treten sie ein, jede nach Rang und Würden. Zuerst die Frau Kämmerer, dann die Frau Kutscher. Es folgen Frau Gärtner, Frau Schmiedemeister und Frau Stellmacher, dann alle andern, je nachdem, wie lange ihre Männer schon im Gut arbeiten. Zuletzt die Frauen der alten Rentner, die auch noch immer etwas tun: einer ist Speichermajor, einer bindet Besen aus Birkenstrauch, ein anderer füttert die Kälber, noch einer fährt im Winter die Milch zur Meierei,



Getreideernte in Sorgenau

Wenn die Rendantin in die Mahlliste eingetragen hat, wieviel jede Frau haben möchte an Roggenschrot, Sichtmehl, Weizenmehl und Gerstenschrot, dann steigt die ganze Gesellschaft die Speichertreppe hinauf. Unter Lachen und Necken werden Mengsel und Hühnergerste eingesackt. „Na, Fräuleinche, Jewe Se man noch e Schuffelke to – ferem Hoahn!“

Das Brotgetreide wiegt der Speichermajor im ganzen ab und läßt es am nächsten Morgen die glatte, hölzerne Rutsch' entlang in den Mühlwagenschorren.

Die Frauen verstehen sich gut aufs Rechnen. Sie machen mit dem, was sie monatlich anfordern, ihre große Kinderschar satt und alles Viehzeug. Manchmal bleibt ein Sack Getreide zum Verkaufen übrig, aber meistens wird alles verfüttert. Bargeld ist knapp, nur die Schweine bringen etwas ein. Auch den monatlichen Barlohn für Mann und Kinder holt die Frau ab und verwahrt ihn sorgfältig.

August Schukat, Kämmerersohn aus der Trakehner Gegend, schildert den Schweinehandel der Instfrauen und spricht bewundernd über seine sparsame Mutter:

„Tohus tälld öck der Mutter öt Jöid hen oppem Dösch. Denn jing se ran annem Kuffert, moakd dem Deckel unne Bieload op un nehm e klenet Kastke ruut, doa wör e Pungelke bönnne, dat pingeld se op un nehm öt Spoarkassebookke ruut un säd: 'So, dat ös fer Farkel, un dat ös farem Voader to Stewel', un denn läd se noch wat turto un säd: 'Un dat waart jespoart un kömmt oppe Kass.'“